

Hans Schauer:

5. Menschliche Aggressivität: ihre Herkunft und Zukunft

5.1. Fragestellung und Gliederung der Abhandlung	4
5.2. Sprachanalytische Aspekte.....	6
5.2.1. Einführung.....	6
5.2.2. Worte als Waffen	6
5.2.3. Politische Korrektheit.....	8
5.2.4. Ist jemand oder etwas „schuld“ an der Aggressivität?	10
5.2.5. „Mord“ oder Tötung?	12
5.2.6. Sprachgeschichtliches über „Aggression“	15
5.2.7. Der Mächtige fühlt sich leicht angegriffen	16
5.3. Naturgewalten und Katastrophen können unermessliches Leid bewirken.....	20
5.3.1. Die Innenseite: das Erleiden von Gewalt im Schmerz und in der Not.....	20
5.3.2. Wie Menschen Naturgewalten für eigene Aggressionen nutzen	21
5.3.3. Exkurs: Über Naturkatastrophen	22
5.3.4. Abfolgen von Kumulierungen und Expansionen	23
5.3.5. Irdische Katastrophen vor Erscheinen des Menschen.....	26
5.3.6. Wie Menschen das Erleiden von Naturgewalten geistig verarbeiten.....	27
5.4. Biologische Vorläufer tierischer und menschlicher Aggressionen	28
5.4.1. Explosive Phasen der biologischen Evolution	28
5.4.2. Die Endosymbionten-Hypothese.....	31
5.4.3. Weitere biologische „Erfindungen“	33
5.4.4. Tierische Waffen	37
5.5. Aggressivität von Menschen	39
5.5.1. Biologische Relikte im Aggressionsverhalten der Menschen.....	39
5.5.2. Kulturelle Überformungen	41
5.5.3. Konkurrenz von Brüdern um das väterliche Erbe	43
5.5.4. Eifersucht	45
5.5.5. Schaulust: Konsumieren von Aggressivität	46
5.5.6. Aggressive sprachliche Manipulationen	47
5.6. Ontogenese der menschlichen Aggressivität.....	49
5.6.1. Geschlechtsunterschiede	49
5.6.2. Kinder können für Kinder sehr gefährlich sein.....	51

5.6.3. Autoritäre Kleinkinder: streng gegen ihre Mütter.....	52
5.6.4. Soziopathische Erwachsene	54
5.7. Das Borderline-Syndrom: „Grenzfälle“ oder psychische Kernstörung?.....	55
5.7.1. Vorbemerkung.....	55
5.7.2. Das „Borderline Syndrom“	56
5.7.3. Exkurs: Wütende Kleinkinder.....	57
5.7.4. Sich verlieben und sich verhassten: Prägungen	58
5.7.5. Der Anspruch, ganz allein geliebt zu werden	59
5.7.6. Eifersucht	60
5.7.7. Partnerkonflikte und Streitehe.....	61
5.7.8. Geringe Impulskontrolle und erhebliche Stimmungs labilität	62
5.7.9. Wut und Hass	62
5.7.10. Uneinsichtigkeit und Schuldabwehr.....	63
5.7.11. Wie das Opfer damit umgeht	64
5.7.12. Dramatisierungen durch den Täter.....	65
5.7.13. Depression, Suizidversuch und Selbsttötung	65
5.7.14. Suche nach Mithassern.....	66
5.7.15. „Negative Übertragung“: alt-neue Hassobjekte	67
5.7.16. Konstituierende Bedingungen: Vererbung vs. soziale Interaktionen.....	68
5.7.17. Traumatisierung des Kindes durch den Dauerstreit seiner Eltern.....	68
5.7.18. Aggressive Eltern als „erfolgreiches“ Modell.....	70
5.7.19. Durchschnitts-, Querschnitts- und Längsschnitts-Betrachtung.....	70
5.7.20. Eine seelische Kernstörung auf der Basis von Infantilismen und Regressionen	71
5.7.21. Ausblick	72
5.8. Aggressionsfördernde Bedingungen	72
5.8.1. Muttersöhne?.....	72
5.8.2. „Radikale Verlierer“ oder fanatische Rächer?	76
5.8.3. Kluft zwischen Auserwähltheitsanspruch und faktischer Misere	79
5.8.4. Aggressionsbetonte Fundamente der Monotheismen	83
5.8.5. Fundamentalismen	84
5.9. Positive Konsequenzen	87
5.9.1. Voraussetzungen: geistige Kumulationen und Expansionen	87
5.9.2. Start: Einen guten Anfang ermöglichen!.....	89
5.9.3. Ziel: Zivilisierung und Humanisierung der Aggressivität.....	90

5.9.4. Grenzen der Therapierbarkeit und Kontrollierbarkeit.....	94
5.9.5. Akzeptable verbale Aggressionen.....	94
5.9.6. Kontrollierte Macht: Ansehen und Autorität	96
5.9.7. Philosophischer Umgang mit der Problematik.....	97
5.10. Zusammenfassung und Würdigung.....	99

5. Menschliche Aggressivität: ihre Herkunft und Zukunft

5.1. Fragestellung und Gliederung der Abhandlung

Ein Mann schimpft: „Das könnt ihr mir glauben, wenn hier über >Aggressivität< diskutiert wird, dann ist das für mich keine bloße Theorie. Dann weiß ich, wovon ich rede, weil ich es oft erlebt habe und auch selber schon aggressiv war. Das letzte Mal liegt nicht lange zurück: weil eine Frist abzulaufen drohte, war ich an **einem** Tage dreimal im Finanzamt, um meine Lohnsteuerkarte korrigieren zu lassen, und jedes Mal mit >Bitte Kärtchen ziehen und warten, bis die Nummer aufgerufen wird<. Das erste Mal holte ich mir einen Vordruck ab, in dem zu lesen war, welche weiteren Belege ich noch vorlegen müsste. Ich musste also eiligst die Unterschrift meiner Frau einholen, und mir die Studienbescheinigung von meinem Jungen herausuchen. Beim zweiten Besuch im Finanzamt stellte der Sachbearbeiter fest, dass noch eine Verdienstbescheinigung von ihm fehlte. Die ließ ich mir von ihm von jetzt auf gleich per Fax übermitteln und legte sie bei meinem dritten Besuch im Finanzamt vor. Dann informierte mich ein anderer Sachbearbeiter ganz freundlich, dass ich mir das alles hätte sparen können, denn die Berücksichtigung der Unterhaltsleistungen für meinen Sohn hätte mein Steuerberater ja noch bei der Abgabe der Steuererklärung erwirken können.

In mir hatte sich inzwischen ein solcher Ärger angestaut, auch über mich selber, dass ich vor Wut hätte platzen können. Oder dass ich mir selber hätte in den Hintern treten können. Oder aber: ich hätte im Finanzamt eine Bombe zünden und das ganze Gebäude einschließlich aller Aktenschränke und Computer in die Luft sprengen können. Aber das tat ich dann doch nicht, weil ich keinen Zugang zu Sprengstoffen habe, auch keine vertretbaren religiösen oder ideologischen Rechtfertigungen vorbringen kann, und weil mir mein eigenes Leben in Freiheit doch noch lieb und wert ist, ganz abzusehen vom Leben der Finanzsachbearbeiter, gegen die ich keine persönliche Abneigung habe. Ich kenne sie kaum. Und bis zum Abend hatte ich mich wieder beruhigt. Ohnehin war das Ganze nicht der Rede wert, weder der Anlass noch meine Reaktion. Phantasien sind nicht strafbar“.

Dieses keineswegs frei erfundene, sondern erfahrungsgesättigte, wenn auch sicher nicht repräsentative Beispiel zeigt eine Vielzahl unterscheidbarer Aspekte von Aggressivität: eine Steigerung von für sich genommen banalen Anlässen, die immerhin verbunden waren durch eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber den vermeintlichen Sachzwängen und der anonymen Macht einer Bürokratie, kulminierend in einer völlig unerwarteten, sogar umwerfenden Konfrontation, die wiederum den sich anstauenden Ärger zur Wut steigerte, die aber nicht schon unmittelbar in der belastenden Situation gegenüber den Kontrahenten geäußert werden konnte, sondern sich zunächst gegen das eigene Selbst richtete, und dann um so extremere Rachephantasien aufkommen ließ. Dann meldeten sich doch erste Überlegungen zur Realisierbarkeit, kamen Bedenken zu möglichen Schäden und Opfern auf, und schließlich gelang so etwas wie eine Selbstbesänftigung. Aggressivität kann sicher auch mit vielen anderen Beispielen illustriert werden, aber sie könnten ähnlich komplex sein mit einem Zusammenspiel verschiedenster Faktoren, von den biologisch begründeten bis zur rationalen Verarbeitung, in der Abfolge von spontanen Handlungsansätzen bis zu ihrer Zurücknahme. Einige solcher Aspekte sollen im Text einer eingehenderen Analyse unterzogen werden.

Gegenüber der geschilderten Bagatelle ist von großem Gewicht, dass die rücksichtslose **Aggressivität von Gewaltherrschern und ihren Mittätern** seit jeher und bis heute unermessliches menschliches Leid verursacht hat. Vor allem dies ist das zentrale Thema der folgenden Untersuchung. Zuvor noch einige Bemerkungen zum methodischen Ansatz: Trotz

der mit dem Begriff „Aggressivität“ psychologisch anmutenden Thematik soll es in meiner Abhandlung nicht zentral um einen Beitrag zur Psychologie, speziell zur wissenschaftlichen Erforschung des Aggressionsaspektes von Erleben und Verhalten von Menschen gehen. Es erscheint mir als notwendig, von simplifizierenden Psychologisierungen bzw. Politisierungen der Aggressionsphänomene wegzukommen und sie stattdessen in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen. Mein Anliegen ist insofern ein **philosophisches**: ich will versuchen, zuvor noch disparate Erkenntnisse aus sehr verschiedenen Wissenschaften und auch persönliche Erfahrungen in einen nicht nur für mich selbst plausiblen Sinnzusammenhang zu bringen. Es soll dabei nicht nur um das Klarstellen der Begriffe und Relationen gehen, um das Entwickeln und Ausformulieren einer in sich stimmigen Theorie, obwohl schon das ein lohnendes Ziel ist, wie schon die Chinesen der frühen Kaiserzeit wussten: „Wenn der Kaiser die Dinge richtig benennt, dann geht auch in seinem Staat alles seinen richtigen Lauf, dann tut jeder von sich aus das Naheliegende und Notwendige“. Mit den letzten Worten dieser Aussage wird ein Weiteres angesprochen, das in den immer noch philosophischen Bereich der Ethik führt: es geht auch um die lebenspraktische und schließlich politische Umsetzung des philosophisch neu strukturierten, aber weiterhin sehr komplexen Ganzen, im einzelnen um Möglichkeiten, den verschiedenen Aspekten menschlicher Aggressivität auf pluralistische Weise zu begegnen. Das klarere Gewusste sollte auch zur besseren Handlungsorientierung dienen können, und nicht nur in einer vagen Zielbestimmung, sondern so, dass die Nahkonsequenzen der Fernziele auch im einzelnen praktiziert und ausprobiert werden können, um herauszufinden, ob sie den Menschen wirklich etwas bringen. Das erinnert an die Frage von W. I. Lenin „Čto delat?“ („Was tun?“) und an die von Kurt Tucholsky allerdings eher ironisch gemeinte Frage, die ich aber ernst nehmen möchte: „Wo bleibt das Positive?“

Meinem multidimensional metatheoretischen Ansatz entsprechend werde ich mich sowohl mit biologischen und psychosozialen als auch psycholinguistischen und religiös-ideologischen Hintergründen menschlicher Aggressivität befassen. So folgt auf diese Vorbemerkung (5.1.) ein erstes größeres Kapitel (5.2.) mit einer sprachanalytischen Aufgabenstellung, beginnend mit einer Kritik am Missbrauch des Aggressionsbegriffs im „politisch korrekten“ Reden und in der Tabuisierung von vermeintlich schlimm aggressiven „Mord“-Handlungen, fortgesetzt mit einer Untersuchung der sprachlichen Herkunft (Etymologie) aggressionsbezogener Wörter, die zu einem interessanten Teilergebnis führen wird. In einem weiteren Kapitel (5.3.) geht es um (Natur)-Gewalten und wie sie von Menschen erlebt und mythisch-religiös verarbeitet werden. Unabhängig davon, dass Menschen von ihnen Leid und Verderben erfahren können, soll in einem Exkurs der Eigengesetzlichkeit von Katastrophen nachgegangen werden. Im Kapitel 5.4. referiere ich über biologische Vorläufer tierischer und menschlicher Aggressionen. Dabei wird deutlich werden, dass so etwas wie eine orale Einverleibung für das dann einverleibte Objekt nicht nur in der Regel zerstörerisch-maligne, sondern ausnahmsweise auch konstruktiv-benigne Effekte haben kann, was ich an der Endosymbiose und der primären Sexualität zu verdeutlichen versuche. Nach den oralen Vorläufern tierischer Aggressivität wird diese im engeren Sinne als wichtiger Aspekt von Gefahrschutztrieben behandelt. Im nächsten Kapitel 5.5. engt sich die immer noch biologische (keineswegs biologistische!) Fragestellung auf den Menschen ein, um dann sehr bald durch die Diskussion kultureller Überformungen ergänzt zu werden. Dabei geht es auch um die oft mörderische Konkurrenz von Brüdern um das Erbe an Besitz und Macht ihres Vaters. Das nächste Kapitel 5.6. beginnt mit der Entwicklung von Geschlechtsunterschieden menschlicher Aggressivität, illustriert des weiteren, wie gefährlich Kinder für andere Kinder sein können, die kleinen Jungen oft auch sehr streng gegenüber ihren Müttern, und führt weiter zu einer kurzen Betrachtung soziopathischer Verhaltensweisen von vorwiegend männlichen Erwachsenen. Aus Gründen der philosophisch-literarischen Aktualität mehr auf Essays moderner Autoren (Elias Canetti, Peter Sloterdijk, V. E. Pilgrim, H. M. Enzensberger) als auf

wissenschaftliche Psychologie bezogen gehe ich im Kapitel 5.7. verschiedenen Ansichten über aggressionsfördernde Bedingungen nach, um dann auf das heikle Thema der Aggressivierung durch Religionen und Ideologien hinzulenken. Das Kapitel 5.8 befasst sich dann mit möglichen positiven Konsequenzen der dargestellten Aspekte und ihrer Bedingungskonstellationen. In einer kurzen Zusammenfassung (5.9.) versuche ich, abschließend noch einmal den Gesamtzusammenhang meiner Abhandlung vor Augen zu führen.

5.2. Sprachanalytische Aspekte

5.2.1. Einführung

"Aggression", "aggressiv", "Aggressivität", diese psychologischen Fachwörter sind mittlerweile - auch durch Vermittlung der Journalisten - von der Umgangssprache übernommen worden. "Sei doch nicht gleich so aggressiv!" - das versteht jeder, der so angesprochen wird, und verwahrt sich gegen den Vorwurf. In anderem Zusammenhang kann das gleiche Wort auch etwas Wünschenswertes meinen: wer im Boxsport den Titelverteidiger herausfordert oder in der Fußball-Bundesliga dem Tabellenersten Punkte abjagen will, der muss offenbar genügend aggressiv vorgehen.

In verschiedenen psychologischen Theorien hat der Begriff "Aggression" einen immer größeren Bedeutungsumfang gewonnen und kann auf alles mögliche Erleben und Verhalten bezogen werden. Solch blasser Allgemeinbegriff kann dadurch aber immer weniger zur genauen Unterscheidung und theoretischen Analyse bestimmter Gefühle und Handlungen dienen. Es ist doch nicht dasselbe, ob jemand Wut oder Abscheu empfindet, Zorn oder Ärger, Ekel oder Verachtung, oder gar Hass.

Aggressiv zu sein gilt heutzutage nicht als Tugend. Die Aggressivität als solche steht sogar unter Generalverdacht, für so vieles Schlimmes in unserer Welt verantwortlich zu sein, für Kriege, Terrorismus, Kriminalität, auch für Unterdrückung. Wie schon gesagt hat die rücksichtslose Aggressivität von Gewaltherrschern und ihren Mittätern seit jeher und bis heute unermessliches Leid verursacht. Dennoch will ich in meiner Abhandlung deutlich machen, dass die Annahme, die Aggressivität sei etwas von Grund auf Böses, ein Irrtum ist, und dass die Verteufelung der Aggressivität ähnlich einzuschätzen ist wie die bis Freud so dominante Tabuisierung der Sexualität, die inzwischen vom Aggressionstabu abgelöst wurde. Aber wie bei der Sexualität ist es auch bei der Aggressivität wenig hilfreich, sie insgesamt zu verteufeln und zu verdammen, und es ist sogar besonders schädlich, sie generell zu rechtfertigen und schließlich zu vergöttern oder als göttliche Machtfülle zu preisen. Es geht also um das genauere Unterscheiden und ich will gleich damit anfangen: bevor ich auf extrem aggressive Handlungen näher eingehe, möchte ich mich mit der Problematik **verbaler Aggressivität** befassen.

5.2.2. Worte als Waffen

Schmähungen und Verfluchungen haben eine lange Vorgeschichte, die sich in schriftlichen Quellen bis ins Alte Testament zurückverfolgen lässt, nämlich in der Diffamierung der Andersgläubigen als „Ungläubige“, die es zu verfolgen und schließlich zu vernichten galt. Solche Diffamierungen wurden innerhalb des Christentums sogar gegen die bloß anderen Konfessionen (Orthodoxe, Katholiken, Protestanten) und vor allem gegen „Sekten“ gerichtet,

also weiterhin gegen Andersgläubige, selbst wenn diese nur „ein bisschen anders“ christlich glaubten. Über die damals nicht nur von Theologen diskutierten, sondern religionspolitisch und schließlich kriegerisch umgesetzten Unterscheidungen der verschiedenen theologischen Standpunkte können wir heute nur noch den Kopf schütteln: Auf die Lehre von der Trinität bezogen sahen die Arianer den Gottvater und den Sohn als nur wesensähnlich (*homoiouios*) an, die Nicäaner dagegen als wesensgleich (*homousios*), was in den griechischen Wörtern einen Unterschied von nur einem „i“ ausmacht, und es gab schärfste Auseinandersetzungen über die Interpretation des Abendmahls, nämlich ob dann im Brot und Wein der Erlöser Jesus Christus real präsent ist, oder ob Brot und Wein nur symbolisch Leib und Blut des Gottessohnes bedeuteten und seinem Andenken dienen sollten.

Eine sehr parteiliche, die Andersgläubigen diffamierende Sprache benutzten auch die Begründer und Ideologen des Hitlerismus und des Stalinismus. Der jüdische Romanist Victor Klemperer, der die Entrechtung und Verfolgung durch die Nazis knapp überleben konnte, hatte allen Anlass, sich kritisch mit der „Lingua Tertii Imperii“, in den Tagebuchnotizen als „L.T.I.“ abgekürzt, nämlich der Sprache der Nationalsozialisten zu befassen, und das „Wörterbuch des Unmenschen“ von Dolf Sternberger et al. hat eher zeitgenössische als explizit nazistische Wortbildungen kritisch beleuchtet. Nach zwei Weltkriegen mit maßgeblich deutscher Beteiligung und sogar Initiative, eskalierend zu Millionen Toten der kämpfenden Truppen und der Zivilbevölkerung, verbunden mit dem gezielten Massenmord an Millionen Juden, beendet erst mit der militärischen Niederlage und dem totalen Zusammenbruch des Naziregimes, gab es und gibt es immer noch gute Gründe zur Kritik an unbedacht übernommenen Sprachgewohnheiten der braunen Ideologie. Es gab aber nicht nur im Ausland, so in den USA, sondern auch in Deutschland neue Möglichkeiten, das üble Ausmaß solcher Sprachverderbtheit kritisch zu bedenken, ohne dafür bestraft zu werden.

Gegenüber dem schlimmen Drohen, Schimpfen und Fluchen etwas mildere Formen vorwiegend verbaler Aggressivität sind das Schmähen, die unbegründet negative Beurteilung anderer Menschen, das Mosern, Nörgeln und Zanken, bei Frauen oft abfällig als „Zickigkeit“ bezeichnet, auch visuell erkennbar an den leicht herunterhängenden Mundwinkeln, offenbar abgeleitet vom kleinkindlichen Schmollmund. Solche leichten verbalen Aggressionen gelten noch nicht als Beleidigung, gegen die man vor Gericht ziehen könnte, sind also offenbar erlaubt, aber sie haben doch Folgen im Opfer der verbalen Aggression: zumindest ein Genervtsein, vielleicht auch eine Verstimmung, ein nachhaltiger Ärger, und überdies Folgen in der sozialen Umwelt, wenn die Schmähungen in die Öffentlichkeit getragen werden mit der Absicht, dass dann „schon etwas hängen bleiben wird!“

Außerdem kann man mit Schmähkritik einer inhaltlich eindeutigen Auseinandersetzung ausweichen. So konnte der Ministerpräsident eines deutschen Bundeslandes öffentlich verbreiten, er habe den Eindruck, in Berlin gäbe es „keine neuen Ideen“, oder ein anderer behauptete, dass „die Koalition bisher nichts zustandegebracht“ habe. In solchen Formulierungen fallen vage Extremalisierungen wie „keine“, „nichts“, „immer“, „alle“ etc. auf, die insbesondere von nicht genügend informierten Menschen kritiklos hingenommen werden. Solche Schmähkritik kann unter der Vorgabe, damit die Meinungsfreiheit zu schützen, von den Medien, insbesondere von den schnell reagierenden Tagesnachrichten des Rundfunks und Fernsehens, bundesweit verbreitet werden. Damit wird das im übrigen berechnete Toleranzgebot zum vagen, aber doch gezielten und wirksamen Schlechtmachen der politischen Konkurrenz genutzt.

Gegen Gegner gerichtete Schmähungen können zur Mobilisierung der eigenen Anhänger dienen, auch über Predigten und Freitagsgebete. Da genügte ein Hinweis wie: „ Dann

schreibt doch Leserbriefe!“, dass die so angesprochenen Gläubigen dann gegen Abtreibung, gegen „Darwinismus“ im Biologieunterricht und gegen andere Sünden protestierten. Solche Mobilisierungstechniken nutzen nicht nur christliche Fundamentalisten, sondern auch sozialistische und islamistische Kämpfer zum Kampf gegen das Böse in der Welt. Auch im Internet tummeln sich Eiferer und Hetzer, entrüstet, empört, schimpfend, mosernd, der Wahrheit ihrer eigenen Sache gewiss, aber zugleich dialog- und diskussionsunfähig.

5.2.3. Politische Korrektheit

Etwa ab 1990 wurde von Seiten der Neuen Linken in den USA zunehmend kritischer thematisiert, dass Angehörige der US-amerikanischen Mehrheitsgesellschaft durch einen gedankenlos oder gezielt **abwertenden Sprachgebrauch** verschiedene Teilgruppen wie insgesamt die Frauen (schon wegen ihres Geschlechts) und vor allem soziale Minderheiten diskriminieren. Solche Abwertung richtete sich gegen „Nigger“ und andere rassistisch definierte Gruppen wie etwa ostasiatisch aussehende Einwanderer, aber auch gegen spanisch sprechende Mexikaner und Puertorikaner, gegen Menschen anderer religiöser Bekenntnisse (z. B. Juden), anderer sexueller Veranlagung (Homosexuelle, Lesben) und gegen Menschen mit körperlichen oder auch geistigen Behinderungen. Schon die eben aufgezählten Charakteristika enthalten Formulierungen, die als solche schon faktisch als abwertend galten, und deshalb durch neutrale oder positive Begriffe ersetzt werden sollten, so etwa „Nigger“ durch „Negroes“, dies durch „black people“, dies wiederum neutralisiert in „coloured people“, und letzteres gänzlich entfärbt zu „African Americans“, was es nicht besser machte und auch nicht so ganz korrekt war, denn die Herkunft als Sklaven aus Afrika lag doch schon Jahrhunderte zurück und hätte dieser Teilpopulation der US-Amerikaner nicht weiter demonstriert werden sollen. Der Gedanke, dass Unterscheidungsmerkmale, die es nun einmal gab, auch freundlich gemeint und positiv aufgefasst werden konnten, lag offenbar sehr fern. Interessanterweise ging von einigen der mit solchen Bezeichnungen geschmähten Gruppen nachträglich die Tendenz aus, die zuvor diskriminierend gemeinten Begriffe dennoch beizubehalten und selber zu verwenden. Man wollte damit die eigene Art stolz bekennen, mit dem Anspruch, in ihr anerkannt zu werden, in Deutschland inzwischen ausdrücklich bekräftigt mit dem mutigen und inzwischen geflügelten Wort von Klaus Wowereit „und das ist auch gut so!“.

Die Forderung, eine politisch inkorrekte Sprache zu vermeiden und ihre Formulierungen durch politisch korrekte zu ersetzen, trieb schon in der ersten Zeit solcher Bemühungen seltsame Blüten. So wurde das substantivisch gebrauchte Pronomen „man“ als Ausdruck einer Männersprache verpönt und ggf. durch ein kleingeschriebenes „frau“ ersetzt. Das „Binnen-**In**“ vor allem der Student**Innen** ändert nichts daran, dass unsere Sprache drei Genera (der, die, das) kennt, ohne damit schon eine Tri-Sexualität vorauszusetzen. Der ehemals als „schwachsinnig“ (psychiatrisch: debil, imbezill, idiotisch) bezeichnete Minderbegabte wurde beschönigend zum „Andersbegabten“ umbenannt, wodurch sich am jeweils geringen Intelligenzquotienten nichts geändert hatte. Und politisch besonders korrekt war es, den körperlich Behinderten vage als „Benachteiligten“ zu bezeichnen. Das gab Kritikern der „politischen Korrektheit“ genügend Anlass zu dem blöden Scherz, den Kleinwüchsigen als „vertically challenged“ (vertikal herausgefordert) zu bezeichnen. Wenn man jedoch den Mangel an Etwas oder das Fehlen von Etwas neutral oder sogar mit einem positiv klingenden Wort bezeichnet, dann macht es das nicht besser und bewirkt noch keine Änderung zum Positiven hin, nämlich zu einer besseren sozialen Integration, die allein durch Sprachreinigung und Wortvermeidung eben nicht zu erreichen ist. Und wenn Autoren (wie in „Wikipedia“ zitiert), jeden Kritiker, der einzelne Forderungen nach politischer Korrektheit für übertrieben hält, daraufhin als „rechtsradikal“ oder „ultrarecht“ schmähen, dann ist das zwar

politisch, nämlich parteiisch, aber keineswegs sachlich korrekt. Inzwischen kann ich über solche Einschätzungen, auch wenn sie gegen mich gerichtet sind, nur noch milde lächeln. Ich bin auch schon als „Nazi“, „Faschist“ oder „Antisemit“ beschimpft worden. Solche Schmähungen treffen mich nicht. Daher: No comment! Zurück zur Sache!

Geschockt von den Untaten der Nazis und ihrer Helfer an den europäischen Juden und aus der Scham darüber, selber zwar keiner dieser Täter gewesen, aber doch auch ein Deutscher zu sein, trauten manche nach dem Krieg sich nicht mehr, das Wort „Jude“ zu verwenden, als sei das schon ein antisemitischer Angriff. Das gab sich, als man merkte, dass die wenigen überlebenden und nach Deutschland zurückgekehrten Juden, die man dann kennen lernen konnte, sich selber so benannten und so bezeichnet werden wollten. Als Buße für das Schlimme, das die Mächtigen damals verübt hatten oder andere tun ließen, legte man sich auch in anderen Hinsichten selber einen Maulkorb an, der schließlich zum Gebot der „political correctness“ generalisierte. Kritisiert wurde etwa, dass für die verschiedenen Gruppen von Roma und Sinti weiterhin der übergeordnete Begriff „Zigeuner“ verwendet wurde. Im Unterschied dazu wurden außerhalb von Deutschland die dementsprechenden Bezeichnungen wie „Gypsy“ im angloamerikanischen Sprachbereich und „Zigan“ (oder so ähnlich) in den Balkanländern ganz selbstverständlich beibehalten. Ich weiß zufällig näher darüber Bescheid, weil ich die Volksmusik der Zigeuner liebe und lange gesammelt habe, aber niemals der Bezeichnung „Roma- und Sinti-Musik“ begegnet bin, sondern nur den je nach Landessprache verschiedenen Übersetzungen von „Zigeuner“, von den Bands selber so verwendet. Es sei noch angemerkt, dass es für „Roma und Sinti“ keinen Singular gibt, was zu sprachlichen Schwierigkeiten führt, wenn es um einen einzelnen Menschen dieser Volksgruppe geht, z. B. um einen Roma bzw. Sinti, und man dann, wenn man ihn danach fragt, unsicher sein kann, welche Reihenfolge man bei der Frage wählen sollte, ohne den Befragten zu ärgern. Ich muss mich in diesem Zusammenhang davor bewahren, Deutsche politisch korrekt als „Preußen und Bayern“ zu bezeichnen, mit dem Risiko, entweder die Preußen oder die Bayern damit zu beleidigen. Dürfen Bayern im Oktoberzelt noch über die „Saupreißn“ schimpfen? Verfügen die Preußen überhaupt über einen Schmähruf gegen die Bayern, mit dem sie sich revanchieren könnten? Wenn ja, dann möglichst nicht auf dem Münchner Oktoberfest! Aber man muss ja gar nicht auf jeden Kläffer mit einem generellen Maulkorbverbot reagieren. Man könnte auch weghören und weitergehen. So viel zu Versuchen, alles Mögliche, was man/frau als verbale Aggression empfindet, durch ein Benennungsverbot mit einem Tabu zu belegen.

Nicht nur, wie bisher diskutiert, bestimmte als aggressiv verpönte Sprechweisen, sondern auch als aggressiv erscheinende **Handlungen** können in solcher Weise tabuisiert werden und hinfür einem solchen Tabu wie selbstverständlich unterliegen. Das hat in unserer Zeit gute Gründe gehabt: viele Deutsche hatten, nach den Massenmorden an Juden und anderen Minderheiten und nach der gegenseitigen militärischen Massenvernichtung der Weltmächte und ihrer Satelliten im Zweiten Weltkrieg, in den folgenden Jahren **alles irgendwie Aggressive** einem strengen Tabu unterzogen, ähnlich streng wie Jahrhunderte zuvor die Sexualität in all ihren Erscheinungsweisen außer der Erfüllung ehelicher Pflichten(!) verpönt worden war. Auch die generelle Tabuisierung der menschlichen Aggressivität hat biblische Wurzeln, so im Gebot „Du sollst nicht töten“. Es grenzt schon an Verlogenheit, dass dieses Tötungsverbot nicht für Gott den Herrn galt, der deshalb mittels der Sintflut das Töten bis fast zur Menschheitsvernichtung (mit Ausnahme des Noah und der Seinen in der Arche) sehr großzügig betreiben konnte, und der später das von ihm auserwählte Volk mit starken Worten zum Völkermord an den Kanaanäern antrieb, weil diese nicht an Ihn glaubten.

Ich möchte es aber nicht mit einer solchen Kritik an der „politischen Korrektheit“ bewenden lassen, sondern habe mir vorgenommen, in meinen eigenen Texten, so auch im weiteren Verlauf dieser Abhandlung, auf die bequeme Sicherheit einer solchen Tabuisierung zu verzichten. Stattdessen bemühe ich mich um Redlichkeit, nämlich offen auszusprechen, was Sache ist, was sich auf Realitäten bezieht und was mit möglichst hohem Wahrheitsgehalt verständlich gemacht werden kann. Selbst wenn ich dabei übers Ziel hinausschießen sollte, scheint mir solche Offenheit notwendig. Ich gehe damit das Risiko ein, im einen oder anderen (auch entgegengesetzten!) Fall die eine oder andere Partei oder Glaubensrichtung gegen mich aufzubringen, insbesondere als Feind der Islamisten zu erscheinen, was mir schon aus Gründen meines aufgeklärten Pluralismus fern liegt. Ich habe muslimische Freunde und habe meine Tochter unterstützt, Türkisch zu lernen, um über diese Sprache Menschen türkischer Herkunft und Nationalität, in der Regel Muslime, besser kennen und verstehen zu lernen. Aber vor dem Missverstandenwerden durch Fanatiker ist niemand gefeit, und sei er noch so offen und harmlos. Ich nehme dennoch solche und weitergehende Risiken bewusst in Kauf, denn alte Leute (ich bin jetzt 78 Jahre alt) sollten dazu eher bereit sein als junge Leute, die noch ein ganzes Leben vor sich haben. Ich tue aber auch etwas dafür, nicht selber zu Schaden zu kommen, und brauche dafür auch die Unterstützung meiner Leser und vor allem den Schutz, den eine breite Öffentlichkeit, soweit sie mir in den Grundzügen zustimmen kann, in einem Mindestmaß bieten kann.

Andererseits bemühe ich mich selber um Fairness und Gewaltlosigkeit. Wir Deutsche und Europäer selber haben lange darunter gelitten, dass Menschen sich dazu berufen gefühlt haben, die Eigenordnung anderer Menschen zu zerstören, indem sie ihnen eine andere, fremde Ordnung gewaltsam oder missionarisch aufzudrücken versuchten. Stattdessen bringt es mehr, und ich versuche es selbst, etwas mir als positiv Erscheinendes wie auf der flachen Hand offen darzubieten, vergleichbar einer psychoanalytischen Deutung, die der Andere (meine Leserin, mein Leser) aufgreifen und ausprobieren mag, oder auch nicht. Das Erstere wäre mir lieb, mit dem Letzteren kann ich leben. Dann kommt dieses Interpretationsangebot wieder in den Datenspeicher und ich biete es bei Gelegenheit Anderen an.

5.2.4. Ist jemand oder etwas „schuld“ an der Aggressivität?

Die Tabuisierung der Aggressivität wurde seit Freud auch wissenschaftlich begründet, so mit dem biologisch völlig unsinnigen „Todestrieb“, und im einzelnen mit der Theorie der frühkindlichen Traumatisierung, durch welche insbesondere die Mutter des Kindes zur Hauptschuldigen für jedwede spätere psychische Störung gemacht wurde. Mit der aus der Psychoanalyse abgeleiteten psychologischen „frustration-aggression-theory“, welche spätere Aggressionen auf vorangegangene Frustrationen zurückzuführen versuchte, wurden die tatsächlichen Verhältnisse praktisch umgekehrt: denn es sind doch primär die Aggressionen, durch welche sekundär die Angegriffenen frustriert werden. Stattdessen wurde zur Vorbeugung gegen Aggressionen ein Frustrier-Verbot statuiert, nämlich dass Kinder und darüber hinaus Menschen überhaupt nicht frustriert werden dürften und dass man ihnen nichts, was sie sich wünschen, versagen darf, und nichts, was sie tun wollen oder zu tun beginnen, etwa eine aggressive Handlung, einschränken darf. Dagegen steht, dass man insbesondere Heranwachsenden und Erwachsenen manches versagen **sollte**, etwa Suchtmittel, Waffenbesitz, terroristische Aktionen und organisierte Kriminalität. Denn eine weitgehende Toleranz gegen Aggressive, die nur noch als Opfer von Frustrationen angesehen werden und sich diese Sichtweise gern selber zu eigen machen, könnte dazu führen, dass beispielsweise jemand (ich erinnere mich an ihn), der im Suff einen kleinen Jungen fast bis zum endgültigen Ersticken am Hals zu erdrosseln versucht hatte, dennoch voller Mitleid als „armes Schwein“

bedauert werden konnte, der „wohl eine schlimme Kindheit gehabt habe“, während das Leiden seines Opfers und das gerade noch abgewendete Leid seiner Eltern dabei fast aus dem Blick geriet. Deshalb kurz die Frage: Was heißt eigentlich „frustrieren“? Es bedeutet: jemandes Erwartung enttäuschen, jemandem die Befriedigung eines Bedürfnisses versagen, jemanden benachteiligen. Als Reaktion darauf kann ein konstruktiver Bewältigungsversuch (Coping) des Frustrierten die Situation zum Besseren hin wenden, oder aber es können regressive, depressive und schließlich **auch** aggressive Verhaltensweisen ausgelöst werden. Man kann auch lernen, zumindest über eine begrenzte Zeit Frustrationen zu ertragen und seine Antriebe zu kompensieren oder zu zivilisieren. Frustration ist demnach keineswegs per se schon schlimm, und sie ist auch keineswegs die Hauptursache für Aggressionen.

Eine Gegenreaktion gegen die generelle Beschuldigung der Mutter blieb nicht aus, und zwar als schlichte Umkehrung: nicht die Mütter, sondern die Väter, nein noch allgemeiner, die Männer waren „dran schuld“, und als deren Hausmacht und letztlich Schuldiger galt der mit dem Militarismus komplizenhaft verbundene Kapitalismus. Der vorherige Generalverdacht gegen die sogar „schizophrenigene Mutter“ wurde inzwischen von einer ebenso generellen Diffamierung aller Männlichen abgelöst. Für manche Frauen sind seitdem die Männer entweder brutale Machos oder schlappe Versager. Beide Typen gibt es wirklich, aber anscheinend gibt es auch den liebevollen Partner seiner Frau und väterlichen Freund seiner Kinder, der mit seiner verantwortungsvollen Arbeit zum Lebensunterhalt der Familie beiträgt, und dessen Schwächen sich in Grenzen halten, etwa so wie die Schwächen seiner Frau.

Dennoch könnte weitergefragt werden: War das Patriarchat an allem schuld? Immerhin hat sich der in traditionellen Gesellschaften zäh verteidigte Vorherrschaftsanspruch der Männer, verbunden mit einer Demutsforderung gegenüber den Frauen und dem Verpönen jedweder weiblicher Selbstdurchsetzung, sehr negativ auf die Erziehung vor allem der Jungen ausgewirkt. Dann wäre ja ein Matriarchat die befreiende Lösung! Dagegen spricht, dass es auch in matrilinearen Gesellschaften, in denen der Besitz an Haus, Hof und Ackerland, noch mit Hackbau betrieben, in mütterlicher Linie vererbt wurde, trotzdem die Männer waren, die zur Verteidigung des Besitzes und sogar zur Niederringung konkurrierender Gesellschaften eingesetzt wurden. Ist daher eher „der Kapitalismus“ schuld an der Aggressivität der Männer mit den bekannten schlimmen Folgen? Dagegen spricht wiederum, dass auch vorkapitalistische Kulturen ein hohes Maß an maskuliner Aggressivität aufweisen konnten, und dass es andererseits kapitalistisch dominierte Gesellschaften gibt, so in Skandinavien, die offenbar in der Lage sind, männliche Aggressivität weitgehend zu kontrollieren und zu zivilisieren. Mit dem Hinzeigen auf Sündenböcke, meist die üblichen Verdächtigen, ist den Problemen der Aggressivität wohl nicht beizukommen.

Statt in einem monokausalen Ansatz nach „der“ Ursache „der“ Aggressivität zu fragen, sie etwa gar auf die Machenschaften irgendeines höllischen oder irdischen „Teufels“ zurückzuführen, sollten wir uns darauf einlassen, aggressives Verhalten und das Erleiden von Aggressionen in ihren sehr unterschiedlichen Aspekten zu untersuchen und dann der Frage nachzugehen, welche besonderen Bedingungskonstellationen zur Eskalation von Aggressionen und zur Verschärfung von Aggressionsfolgen führen. Schon Epikur (341 – 271 v. Chr.) hat darauf geachtet, damals bei der Untersuchung meteorologischer Phänomene wie Blitz und Donner, Sturm und Wolkenbruch, sich nicht auf eine Ursache, etwa auf einen einzigen Blitze schleudernden und Donner grollenden Gott zu beschränken, sondern stattdessen das Zusammenwirken von mehreren Bedingungen wie Wärme, Windrichtung, Jahreszeit, Landschaftsstrukturen etc. für möglich zu halten und zu erforschen (siehe auch in meiner Internetseite unter 2.5.2. Epikur, ein moderner Philosoph in der vorchristlichen

griechischen Antike, insbesondere unter 2.5.2.6. Naturereignisse haben ganz natürliche Ursachen).

5.2.5. „Mord“ oder Tötung?

In besonderer Weise aggressionsrelevant ist natürlich **das Töten**, zumal es so unvermeidbar ist wie das Atmen, jedenfalls für Tiere, und daher, weil wir Menschen von Tieren abstammen, nämlich von höherentwickelten Primaten (den gemeinsamen Ahnen von Schimpansen und Menschen), auch für uns Menschen. Töten ist für Menschen unvermeidbar? Aber es heißt doch: „Du sollst nicht töten!“ Wegen dieses Widerspruchs muss ich wenigstens kurz erklären - später soll eine eingehendere Begründung erfolgen -, wieso das Töten für Tiere und Menschen unvermeidbar ist. Wir sind nämlich keine Pflanzen, die in der großen Mehrzahl der Arten bekanntlich von Wasser, Kohlendioxyd, Sonnenlicht und einigen Mineralien leben können und insofern **autotroph** sind, sich selber (ohne Verzehr anderen Lebens) aus der unbelebten Umwelt ernähren und auf dieser stofflichen Grundlage auch vermehren können. Dagegen sind Tiere zumindest auf Pflanzen angewiesen, auf Gräser und Blätter, die sie abweiden, auf Früchte und Nüsse, die sie pflücken, auf Knollen, die sie ausgraben, um pflanzliches Leben zu verzehren, in der Regel mit dem Effekt, sie damit **zu töten**. Zwar können Bäume, Sträucher und Bodenpflanzen den Verlust eines Teils ihrer Blätter oder auch ihrer grasförmigen Triebe verkraften und diese wieder austreiben, so dass die Pflanze selbst am Leben bleibt. Aber von Tieren verzehrte Früchte und Nüsse, die ja eigentlich nach ihrem Auskeimen der Vermehrung der Pflanzen dienen, sie sind, nachdem sie von den Mahlzähnen der Tiere zermalmt oder zermatscht wurden, nur noch toter Nahrungsbrei. Tiere leben davon, anderes Leben zu töten, sie ernähren sich **heterotroph**.

Es gibt sogar viele Tiere, die andere Tiere töten, um von ihrem Fleisch zu leben. Das sind die Raubtiere. Sie würden Gräser und Blätter gar nicht verdauen können, würden beim Entzug von Tiernahrung inmitten von Pflanzen verhungern. Zwischen Pflanzenfressern und Fleischfressern gibt es noch alle Arten von **Allesfressern**, zu denen beispielsweise die Schweine, aber auch wir Menschen gehören. Wir haben weder lange Reißzähne zum Beutefang noch vielkammerige Mägen zum Verdauen von zellulosehaltigen und eiweißarmen Pflanzenmassen, dafür aber eine besondere Nase und einen besonderen Geschmack für alles Fruchttige, Nussige, Zarte, sogar Schlabbrige (z. B. lebende Austern!), für junge Triebe (Spargel!), zarte Sprossen und Salate, frische Eier (vom Kaviar bis zum Frühstücksei). Menschen bevorzugen Fleisch von Jungtieren wie Lamm und Kalbfleisch (biblisch: die Erstlinge der Herde für Gott persönlich), aber auch junge Hähnchen, Täubchen und Wachteln, zarten Fisch, Garnelen, Krebse, Hummer, Kraken (Octopus, mit großen Augen!) und anderes Meeresgetier. Menschen sind Leckerschlecker, keimendes Leben (Sojasprossen!) essen sie besonders gern, sogar roh. Und sie töten auf diese Weise ständig Pflanzen und Tiere, mit jeder Art von Nahrungsaufnahme. Denn von Luft, Wasser, Licht und Mineralien kann kein Mensch leben. Jeder Mensch lebt vom Verzehr anderer Lebewesen, die er zu diesem Zweck meist vorweg tötet oder töten lässt, oder auch erst beim Lebendverzehr tötet. Das sollten auch Vegetarier wissen, wenn sie sich über Sojasprossen hermachen! Es bleibt allerdings noch eine schon in der Pflanzenwelt erprobte und von Tieren perfektionierte Alternative, nämlich parasitär wertvolle Säfte von dennoch weiterlebenden Tieren oder Pflanzen abzupapfen. Mit einer Schädigung anderen Lebens ist auch dies allemal verbunden, obwohl eine gemolkene Kuh bei guter Pflege alt werden kann.

Die verschiedenen Varianten des Vegetarismus – von der selbstgepflückten Rohkost (unter Erhaltung der ihrer Früchte und Triebe beraubten Pflanzen) über die Veganer bis zur

Erlaubnis von Milch und Ei – werden meist durch Ideologien begründet, die mehr an Gefühle als an die Vernunft appellieren: „Tiere blicken dich an!“, „Ermerde nicht, was Augen hat!“ Spinnen haben sogar 6 – 8 Augen! Aber sie blicken nicht so sanft wie ein fotogenes Kälbchen auf einer Blumenwiese. Wenn die so sanften Vegetarier den „Massenmord an Tieren“ beklagen, übersehen sie großzügig ihren Massenmord an Pflanzen, vor allem den Mord am keimenden Leben von Sojasprossen, an den noch keimfähigen oder schon abgetöteten und zerquetschten Samen und Kernen von Früchten und Nüssen ihres morgendlichen Müslis, gar noch mit der Milch einer Mutterkuh zubereitet. Und ganz abgesehen von den Pflanzen, töten denn die Vegetarier nicht ständig Bakterien, vor allem mit Hilfe von Antibiotika bei schweren Infektionen, aber auch in der Backhefe oder bei der alkoholischen Gärung von Bier und Wein, der Milchsäurebakterien im Joghurt, ohne Rücksicht auf deren millionenfache Verluste? Um von den Milliarden Viren gar nicht zu reden, die bei einer Herpes-Behandlung draufgehen können! Ich räume ein, dass ich mit diesen Beispielen polemisch argumentiere, aber auf einen groben Klotz gehört manchmal ein grober Keil. Und in einem Satz ganz sachlich gesagt: Menschliche Ernährung ist ohne Tötung bzw. Schädigung fremden Lebens nicht möglich. Wir sind eben keine Pflanzen. Es fehlt unserer Haut an Chlorophyll. Insofern kann man „das Töten“ gar nicht verbieten, offenbar genau so wenig wie das Atmen. Wir brauchen also nicht zu befürchten, beim Verzehr eines Frühstücks-Eis in Mordverdacht zu kommen, und auch auf das Trinken von Milch brauchen wir nicht zu verzichten, selbst wenn der zu melkenden Kuh, die beim „bloßen“ Melken ja am Leben bleibt, ihr „Baby“, das Kälbchen, weggenommen wird, um ihre volle Milchproduktion dann für uns Menschen zu nutzen. Es geht nicht darum, kein Lebewesen zu töten, sondern darum, kein Tier zu quälen, und das ist sogar durch ein Tierschutzgesetz festgelegt. Und warum soll man kein Tier quälen? Weil ein Mensch, der sich am Quälen von Tieren aufgeilt, würdelos ist. Und weil er sich schämen sollte für einen solchen Mangel an Einfühlungsvermögen insbesondere gegenüber Tieren, die ganz offensichtlich Schmerz und Not empfinden können.

Das biblische Tötungsverbot macht daher nur Sinn, wenn es das **Ermorden von Menschen** unter Strafe stellt, das – wohlgemerkt – mit einem besonderen Wort „Mord“ von anderem Töten abgehoben wird. Aber noch nicht mal jede Tötung eines Menschen ist als Mord zu bewerten, jedenfalls wenn sich die Bewertung an Recht und Gesetz orientiert, denn beispielsweise das Töten eines Menschen in akuter Notwehr (etwa um nicht selbst ermordet zu werden) ist kein Mord, und schon gar nicht kann als Mord gelten die Selbsttötung eines Menschen bei Unerträglichkeit seines eigenen Leidens, denn wer könnte sich erdreisten, eine solche Verzweiflungstat als „Mord“ (§ 211 StGB: „aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen, heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln“) zu bezeichnen! Aber die Verfemung des Suizids hat eine alte Vorgeschichte: da wurde sogar der zum Tode verurteilte Mörder streng bewacht, damit er sich nicht vorzeitig durch Selbsttötung dem Strafvollzug (der Exekution durch Erhängen oder durch den elektrischen Stuhl) entzieht. In anderer Hinsicht wurde Abtreibung als „Mord“ bezeichnet, obwohl eine gültige Erläuterung zum Mordparagrafen ausdrücklich betont, dass Gegenstand der Tat, eben eines Mordes, nur ein lebender Mensch sein kann, und dass eine menschliche Leibesfrucht juristisch erst als Mensch gilt, wenn mit Beginn der Eröffnungswehen die Ausstoßung, also die eigentliche Geburt eines Kindes beginnt (Eduard Dreher, Strafgesetzbuch und Nebengesetze, 37. Auflage, C. H. Beck, München, 1977, S. 835). So ist es völlig unangemessen, eine vom Gesetzgeber (unter bestimmten Kautelen) erlaubte Abtreibung der Leibesfrucht als „Mord am ungeborenen Leben“ zu bezeichnen, und dies damit zu begründen, dass schon der befruchteten menschlichen Eizelle „Menschenwürde“ zukomme. Es ist eine wirklich seltsame Umkehrung des Sprachgebrauchs: statt wie bisher, weil es so nahe liegt, jemanden zu achten und zu schützen, der als Person sich dessen als besonders würdig erwiesen hat, wird umgekehrt

etwas, das aus religiösem Machtanspruch unbedingt geschützt werden soll, nämlich eine befruchtete Eizelle und der sich daraus entwickelnde noch nicht lebensfähige Embryo, mit einer „Würde“ versehen, die ihm ohne diesen Schutz gar nicht zugekommen wäre. Da wird dem Embryo das Attribut „Menschenwürde“ eigens deshalb zuerkannt, um ihn „unantastbar“ (= unabtreibar!) zu machen. Und warum? Damit geistliche und in ihrem Gefolge weltliche Würdenträger, die selber noch nie schwanger waren und auch nicht werden können, über ein auf dem Wege zum Menschsein befindliches Wesen verfügen können, möglichst schon ab ovo, von der Zeugung an, spätestens seit der Geburt, allerspätestens seit der Taufe, nämlich als ein weiteres im rechten Glauben aufwachsendes Mitglied der mit allen Mitteln zu vergrößernden Herde eines himmlischen Hirten.

Die Abtreibung als „Mord“ zu bezeichnen ist nur ein weiterer aus einer Vielzahl von Fällen, in denen klar definierte (das heißt: abgegrenzte!) Begriffe so sehr zu vagen Abstrakta verallgemeinert werden, dass einige Phänomene, die darunter subsumiert werden, mit der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs gar nichts mehr zu tun haben. Man kann natürlich ein Regal bauen, das in seiner Größe erlaubt, all und jedes in ihm zu verstauen, und all das mit dem Etikett „Handelsware“ zu versehen, was wenig kundendienlich ist, wenn der Käufer eine ganz bestimmte Ware sucht. Abstraktionen, die Verschiedenstes zusammenfassen, können allerdings dazu dienen, das je Besondere durch ein „Bäh-Wort“ zu negativieren und dadurch leichter beschimpfbar und bekämpfbar zu machen.

Wegen des juristisch eindeutigen Bezugs der Begriffe „Mord“ und „Mörder“ auf ganz bestimmte Fälle der Tötung von Menschen (§ 211 StGB) ist es unzulässig, unterschiedslos alle möglichen anderen Fälle als „Mord“ zu diffamieren. Das geschieht dennoch immer wieder. Auf solche Weise könnte auch der Schlachter oder Metzger zum „Mörder“ gemacht werden. Und noch nicht einmal die Parole „Soldaten sind Mörder“ ist gerechtfertigt. Nicht jeder Soldat hat einen Feind gezielt getötet, und falls er es tatsächlich getan hat, dann doch in der Regel nicht aus niedrigen Beweggründen. Schlimmstenfalls ist sein Tötungshandeln als Totschlag zu bewerten, auch wenn kein Gericht des eigenen Landes ihn wegen eines solchen Straftatbestandes je verurteilen würde. Und wenn bei Kriegshandlungen durch „Kollateralschäden“ auch Zivilisten, insbesondere Frauen, Kinder, Kranke und Alte zu Tode kommen, könnte zwar von fahrlässiger Tötung gesprochen werden, aber nicht von Mord. Einige oder sogar viele Soldaten sind ohnehin durch ihre eigene Todesangst, durch erlebte extreme Schrecken, schwere Verwundungen etc. genug bestraft, selbst wenn sie keinen einzigen Schuss abgegeben und niemanden getötet haben. Sie können selber unter langen Nachwirkungen (posttraumatischen Belastungsstörungen) leiden, oder sind durch den eigenen Tod durch Feindeinwirkung aller weltlichen Strafe entzogen. Zu bestrafen wären eher Kriegstreiber und Kriegshetzer, Aufrüster, Kriegsverdiener, Rechtfertiger, rachedurstige Chauvinisten, und vor allem Kriegsverbrecher im engeren Sinne wie die von Srebreniza und anderen Massenerschießungen. Das schlimmste aller Verbrechen ist der mit religiöser oder ideologischer Rechtfertigung vollzogene Völkermord, denn dessen Rechtfertigungen, auch wenn sie religiöser Art sind, sollten als niedere Beweggründe gelten.

Neben der Tabuisierung von aggressiv klingenden Benennungen und als aggressiv erscheinenden Handlungen und neben der generellen Negativierung des Tötens zum „Mord“ gibt es auch schwächere Formen der Distanzierung von etwas, was man für aggressiv hält. Das können auch bloße Meinungen sein und auch die Tätigkeit des Bewertens und Einschätzens. So ist es in manchen Studienfächern dazu gekommen, dass vor allem politisch links orientierte Prüfer nach Möglichkeit beide Augen zudrückten, um niemanden in der Prüfung durchfallen zu lassen, oder dass in einem Team ein Versager oder Störer mitgeschleppt wurde, weil man ihm die Entlassung oder den Rauschmiss nicht antun wollte.

Die Leistungsansprüche, die in jeder Berufsausbildung erhoben werden müssen, wurden notfalls gegen Null gesenkt, weil man nicht „autoritär“ streng sein wollte, keine „Selektion“ betreiben wollte. Denn mit dem Auswählen der Besten oder auch nur der ausreichend Befähigten mussten oft einige Nicht-Befähigte ausgeschlossen und somit quasi verworfen werden. Schließlich wurde das Auswählen mit der Selektion der zu vergasenden Juden auf der Rampe des Vernichtungslagers von Auschwitz verglichen. Das ist in der Tat ein makabrer Vergleich, der jedwedes Auswählen kriminalisiert und zugleich die Selektion der in der Gaskammer zu tötenden Opfer durch solches Generalisieren verharmlost. In solchen Fällen geht es dann gar nicht mehr um eine differenzierte Einschätzung sehr verschiedenartiger Handlungen, sondern um die Tabuisierung eines Bäh-Wortes, in diesem Falle der „Selektion“. Dabei könnte man wissen, dass wir unser Leben lang auswählen: schon in der Kindheit das gerade interessierende Spielzeug, später das eigene Hobby, möglichst auch die eigene Ausbildung und den eigenen Beruf, auch Liebes- und Lebenspartner. Ganz selten, aber immer wieder mal wähle ich eine neue Krawatte aus: nach einer Vorauswahl von zehn einigermaßen passablen Schlipsen kommen drei in die engere Wahl und eine davon passt am besten zum guten Anzug und zum besonderen Anlass. Einzelne linke Studenten, die sich für „kritische“ (lies: marxistische) Psychologie engagiert hatten, gingen so weit, das Wort „differentiell“ (z. B. in Differentielle Psychologie, früher „Charakterkunde“) zu meiden, weil sie alles Unterscheiden schon als Abwerten verstanden und jeden Unterschied zum Gegensatz verschärften. Selbst die so erfreulichen Geschlechterunterschiede wurden dann wegdiskutiert und als bloße Zuschreibung interpretiert. „Eigentlich“ waren Frauen und Männer nämlich gleich! Die Gleichheitsbehauptung galt allerdings nicht für Anhänger des „Kapitalismus“: die waren anscheinend ganz anders als die „kritischen“ Marxisten!

5.2.6. Sprachgeschichtliches über „Aggression“

Nachdem ich mich u.a. auch mit ernsteren Aggressionsanlässen und mit wirklich folgenreichen aggressiven Reaktionen befasst habe, möchte ich nun doch noch der Herkunft und dem Sinn der Wörter „Aggression“, „aggressiv“ und „Aggressivität“ nachgehen. Denn es könnte ja sein, dass ein Grossteil der Verwirrung in diesem Problembereich auf einen irrigen und sogar gezielt irreführenden Sprachgebrauch zurückzuführen ist. Wenn aber Zweifel bestehen, ob alles, was als „aggressiv“ bezeichnet wird, damit wirklich korrekt gekennzeichnet wird, und ob die Tabuisierung bestimmter Arten menschlichen Verhaltens als „aggressiv“ wirklich angemessen ist, sollten wir versuchen, die Begriffe „aggressiv“, „Aggression“, „Aggressivität“ und Wörter mit ähnlichem Sinngehalt etwas näher zu analysieren.

Fragen wir als erstes nach der Wortgeschichte: was bedeutete das Wort „Aggression“ (lat. *aggressio*) ursprünglich? Beim Versuch, diese Frage mit den Mitteln der Etymologie (der Wissenschaft vom Ursprung bestimmter Wörter) zu beantworten, stoßen wir auf eine lateinische und darüber hinaus indoeuropäische Wortfamilie. Das lateinische Substantiv *gradus* bedeutet „Schritt“, weitergeführt in der Bedeutung „Reihenfolge“ (1., 2., 3. Schritt), „die einzelne Stufe, die ganze Treppe“, „Rang(stufe)“, „Würde“. Von der gleichen Wurzel abgeleitet ist das Verb *gradī* „schreiten, gehen“, ähnlich auch litauisch *gridiju* „gehen“ und mittelhochdeutsch *grēten* „mit ausgespreizten Beinen gehen“, also große Schritte machen, großspurig (prahlerisch!) schreiten, im Neuhochdeutschen „grätschen“ und „Grätsche“. Ob das Wort „grüßen“, ahd. *gruozen*, aengl. *groeten* „anreden, herausfordern, angreifen(!)“ damit sprachverwandt ist, also aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten ist, muss ich hier offen lassen.

Im Lateinischen ist das Verb *gradī* „schreiten, gehen“ mit verschiedenen vorgeschalteten Präpositionen bzw. Präfixen (*in-*, *pro-*, *con-*, *e(x)-*, *di(s)-*, *re-*, *ad-*, etc.) zu einer umfangreichen Wortgruppe weiterentwickelt worden. Uns interessiert hier das Verb *aggredior-*, die Zusammensetzung mit *ad-* („nach....hin“, als Antwort auf die Frage „wohin?“), im Unterschied zu *ab-* („von....her“, als Antwort auf die Frage „woher?“). Auch im Deutschen unterscheiden wir sprachlich in der Regel zwischen einer Bewegung vom Sprechenden weg (hin zu dir!) und einer Bewegung auf den Sprechenden zu (her zu mir), auch zwischen einem „herab zu mir“ und einem „hinauf zu dir“, aber es gibt offenbar neben dem „herankommen“ kein „hinangehen“, auch kein „hinanschreiten“, außer zu einer erhabenen Person auf einem erhobenen Platz, etwa einem Thron, oder wie in dem Gedicht „Klimmzug“ von Joachim Ringelnatz: „Das ist ein Symbol für das Leben. Immer aufwärts, himmelan streben...Das Unbeschreibliche zieht uns **hinan**, der ewigweibliche Turnvater Jahn“. Das lateinische *aggredior* (**ad-**gredior!) ist somit kein „herkommen“, sondern eher ein „hingehen“, und dementsprechend ein „zu jemandem hin(an)schreiten“. Das deutsche „hin(an)“ wird im Englischen durch ein nachgestelltes „to“, „there“ oder „towards“ ausgedrückt, z. B. hingehen: „run there“; sich hinwenden: „turn towards“.

Interessant ist nun, dass die von lat. *gradī* „schreiten“ abgeleitete Wortfamilie im Deutschen in vielen Fällen als Zusammensetzung mit „schreiten“ oder „Schritt“ wiedergegeben wird:

gradātīm „schrittweise“
gradarius „Schritt für Schritt gehend“
aggredior „heranschreiten“
ingressio „Einerschreiten“
progressio „Fortschritt“
egredior „überschreiten“
supergredior „überschreiten“.

Dennoch beschränkt der Etymologie-Duden die Ableitung des Wortes „Schritt“ auf eine altgermanische Substantivbildung (ahd. *scrit* „Schritt“), ohne auf eine etwa gemeinsame indoeuropäische Wurzel für „gradus“ **und** für „scrit“ zurückzugehen. Immerhin gibt es ein litauisches und damit baltisches *skrieti* „schnell laufen“. Und ähnlich wie lat. „gradus“ und „gradī“ waren auch „Schritt“ und „schreiten“ sehr produktiv in der Bildung einer ganzen Wortgruppe aus ganz entsprechenden Zusammensetzungen, z. B.

abschreiten „mit Schritten messen“
ausschreiten „große Schritte machen“
überschreiten „einige Schritte zu weit gehen“
fortschreiten: „bis hin zum Fortschritt oder zurück im Rückschritt“.

Wenn das keine bloßen Analogiebildungen sind, wäre zu überprüfen, ob die lateinischen und die altgermanisch/deutschen Wörter nicht doch aus einer Wurzel abzuleiten und damit unverwandt sind.

5.2.7. Der Mächtige fühlt sich leicht angegriffen

Bei dem gerade erarbeiteten ursprünglichen Sinn des Wortes „Aggression“, nämlich als ein „Hin-schreiten“, ist es um so verwunderlicher, dass ein so harmloses Verhalten inzwischen so negativ bewertet wird, bis zu der weit verbreiteten Meinung, Aggressivität sei etwas von Grund auf Böses. Die Römer sahen das noch anders, denn für sie konnte eine „*aggressio*“ noch ganz sachlich als ein Anfangen verstanden werden, als ein „sich anschicken, etwas zu tun“, als Beginn einer Rede mit einem ersten Ansatz, quasi als „Anschritt“, dem weitere ganz

harmlose Schritte folgen konnten. Das führt uns nun zu einer inhaltlichen Überlegung, die verständlich machen könnte, wie aus einem harmlosen Heranschreiten ein Angriff werden könnte: wenn jemand mit großen Schritten großspurig und prahlerisch auf einen Mächtigen zugeht und ihn anredet, dann könnte das von diesem leicht als Überschreitung der gebührenden Distanz, und damit schon als feindlicher Angriff missverstanden werden, ggf. noch paranoid gesteigert zur Einschätzung als Überfall oder Verfolgung. Der Herrscher duldet (toleriert) offenbar weder eine freie Annäherung eines Fremden noch ein freies Weggehen des von ihm Beherrschten; seine Toleranz gegen eine Freiheit, die sich ein Anderer „herausnimmt“, ist minimal. Das schlagendste Beispiel für die Intoleranz des Monotheos ist sein Erstes Verbot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben“. Denn solche „Abgötterei“, wie dieser Gott die Religionsfreiheit abfällig bezeichnet, wäre schon ein unerlaubtes Weggehen aus seinem Machtbereich. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass heutzutage die Wörter „Aggression“ und „aggressiv“ gemeinhin auf das Verhalten **anderer** Menschen und Wesen bezogen werden. Als Aggressor gilt in der Regel der so überaus aggressive Feind, während man selber „nur“ seine Interessen verteidigt und ggf. gegen Widerstände „erfolgreich durchsetzt“. Diese Asymmetrie macht Wörter wie „Aggressor“ zum Schmähwort geeignet und als Schimpfwörter verwendbar, jedoch weniger zum neutralen Beschreiben von Sachverhalten.

Aber seit jeher reagieren die Allermächtigsten, darunter vor allem „der Allmächtige“, meist sehr empfindlich darauf, wenn jemand ihnen respektlos zu nahe kommt, vor allem wenn ein ungebetener Besucher sich unaufgefordert dem Mächtigen nähert und ihn gar berührt oder kräftiger anfasst. Er könnte ja, wie Damon in Schillers Ballade „Die Bürgschaft“, den Dolch im Gewande tragen, um Dionysos zu meucheln. Die Annäherung des Fremden kann also vom Mächtigen als Angriff aufgefasst werden und von seiner Leibwache mit Brachialgewalt und vorsorglicher Gegenaggression abgewehrt werden. Damit hängt wohl auch die seit jeher große Bedeutung von Berührungstabus zusammen, deren Übertretung, etwa durch ein schlichtes Antasten des Tabuierten, mit extremen Strafen bis einschließlich der Todesstrafe geahndet wurde. Vor allem Würdenträger nahmen solchen Schutz in Anspruch.

Deren eigene Aggressivität, die gar nicht so genannt wird und noch nicht einmal als solche verstanden werden darf, gilt als in jedem Falle gerechtfertigtes Handeln. Gott selber ist niemals „aggressiv“, weil selbst Seine schlimmsten Massentötungen (die „Sintflut“) und Menschenquälereien (die „ägyptischen Plagen“) immer „gerechtfertigt“ sind, sogar die maßloseste aller Folterdrohungen, das ewige Höllenfeuer für die Sünder, insbesondere für die, die nicht an Ihn glauben. Denn Sünde ist Ungehorsam und damit böse Aggression gegen Gott, die dementsprechend von Ihm drakonisch bestraft wird. Wenn Gott tötet oder töten lässt, durch Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdbeben, Seuchenzüge, Hungersnöte etc., und wenn Er die Sünder auf immer und ewig im Höllenfeuer quälen lässt, dann ist das dagegen im Zweifelsfall nur ein Ausfluss Seines gerechten Zorns: „Mein ist die Rache, spricht der Herr“, eine gerechte Strafe für die Sünden der Menschen, die es in freier Willensentscheidung selbst verschuldet haben (dafür kam die Idee der „Willensfreiheit“ gerade zupass!), von Ihm gezüchtigt zu werden, und die zu vernichten sind, wenn sie es weiter so treiben. Natürlich außer denen, die Er in Seiner Gnade auserwählt hat! Die Lehre daraus war für viele Menschen naheliegend und wirklich zwingend: man darf GOTT nicht angreifen, darf Ihm nicht zu nahe kommen, muss Ihn in allem respektieren, muss Seine einsamen Entschlüsse demütig hinnehmen, wenn Er es nun mal so gewollt hat.

Dementsprechend wurde die „Gotteslästerung“, d. h. das oft wohlbegründete Schimpfen gegen Gott, über lange Zeit als eine Art Majestätsbeleidigung aufgefasst und noch härter als diese bestraft, obwohl Menschen allen Anlass haben konnten, Ihn wegen unterlassener

Hilfeleistung anzuklagen angesichts von Katastrophen, die Hunderttausende und schließlich Millionen von Opfern forderten. In zwei Buchbesprechungen in „Aufklärung und Kritik“ (7. Jg., Heft 2, 2000, S. 161 – 171) rezensierte ich ausführlich die Bücher von Alain Cabantous (Geschichte der Blasphemie. H. Böhlau, Weimar, 1999), in meiner Internetseite unter 9.2.1. nachzulesen, und von C. und P. Reinsdorf (Hrsg.): Zensur im Namen des Herrn (Alibri, Aschaffenburg, 1997), in meiner Internetseite unter 9.2.7. Schon die bloße Annäherung an geistliche oder weltliche Potentaten war entweder von vornherein ausgeschlossen oder durch ein peinlich genau einzuhaltendes Zeremoniell vor aller Spontaneität geschützt. Michel de Montaigne beschreibt in seinem „Tagebuch einer Reise durch Italien, die Schweiz und Deutschland“ (Frankfurt/M. 1988) mit leiser Ironie eine Audienz bei Papst Gregor XIII. am 29. 12. 1580, in der er und sein Gefolge sich nur mit mehreren Verbeugungen bis zum Niederknien allmählich dem Papst nähern durften, bis Montaigne selber schließlich den huldvoll dargereichten Fuß, genauer: das Pantöffelchen des Stellvertreters Gottes küssen durfte. Noch heute scheint es kaum möglich zu sein, dem jetzigen Papst auf amerikanische Art freundlich mit einem „Good morning, Mr. Pope!“ und mit Händeschütteln oder gar einer herzlichen Umarmung zu begrüßen. Der Gruß könnte ja ein Angriff sein.

Im Zweifelsfall gilt also nicht der Herr, etwa gar der HERRGOTT, als der eigentliche Aggressor, sondern derjenige, der Ihm zu nahe kommt und ihn sogar zu berühren versucht. So ist der Knecht, der auf seinen Herrn zugeht (ihn aggreziert!), ihn wie Seinesgleichen behandelt, ihn sogar anfasst (ihn „angreift“), schon ein Angreifer, der dann hart, ggf. mit dem Tode, zu bestrafen ist. Denn das Angreifen, ja schon das Antasten eines Höherstehenden verletzt ein Tabu, ein Berührungsverbot, mit dem sichergestellt werden sollte, dass Abhängige den gehörigen Abstand zu Ihm wahren, und Ihm damit den gebührenden Respekt zollen, den sie Ihm schulden. Solch byzantinisch-servile Sprache ist uns kaum noch geläufig. Stattdessen könnten wir flapsig sagen: Aggression ist, wenn man jemandem, der es nicht erlaubt hat, auf die Pelle rückt und ihm auf den Nerv geht. Dementsprechend handelt es sich schon um eine Aggression, die den „Verteidigungsfall“ auslösen kann, wenn ein Herrscher den Anmarsch („Anschritt“) und sogar die unangemeldete Ankunft einer noch so kleinen Gruppe von Fremden als Angriff empfindet. Da konnten Herrscher in früheren Zeiten sehr ehrpusselig sein!

Aber auch in unteren Rängen kann der „Ranghöhere“ die Zumutung, einem offensichtlich Rangniedereren auf gleicher Ebene zu begegnen, als dessen Aggression empfinden, z. B. bis in die Neuzeit, wenn ein Jude „sich herausgenommen hatte“, auch auf dem „Bürger“steig zu gehen, und dann prompt vom Christen in den Rinnstein geschubst wurde, oder ihm sein Hut in die Gosse runtergeschlagen wurde. Bei Verbindungsstudenten, die sich dem alten Kommt verpflichtet fühlten und noch einen ansehnlichen Schmiss brauchten, genügte es, wenn sie sich von einem Anderen fixiert fühlten, um ihn dann zum Duell auffordern zu können. Das „Fixieren“ konnte natürlich auch ein bloß freundliches oder neugieriges Anblicken, ja ein zaghaftes Grüßen gewesen sein. Um solche Missverständnisse auszuschließen, wenn zu Beginn eines militärischen Appells die Uniformen der Rekruten auf korrekten Sitz zu überprüfen waren, galt dann die Regel, dass der Unteroffizier zuvor zu fragen hatte: „Darf ich Sie anfassen?“, weil ansonsten der gemeine Soldat das unangemeldete Anfassen als Angriff bewerten konnte und mit einem handfesten Gegenangriff beantworten durfte. So erzieht man zur Ehrpusseligkeit!

Nach diesen mehr anekdotischen Beispielen nun die Übertragung auf die Gegenwart. Die Islamisten stehen ihrem Gott Allah und seinem Propheten Mohammed in Hinsicht auf extreme Reaktionen wegen Kränkungen und Beleidigungen um nichts nach, auch sie sind darin überaus empfindlich und äußerst dünnhäutig. Die im fernen Dänemark veröffentlichten

und vergleichsweise harmlosen Mohammed-Karikaturen brennen ihnen noch in Syrien und in anderen islamischen Ländern so sehr auf der Haut, dass sie dort sofort dänische Botschaften belagern und sie anzuzünden versuchen. Diese Muslime protestieren auf solche Weise empört über die verbalen oder bildlichen Frechheiten der Ungläubigen, sind aber überhaupt nicht zimperlich darin, selber die nationalen oder auch religiösen Symbole des Westens zu verunglimpfen, „Kreuzzügler“ als Strohpuppen zu verbrennen – anscheinend zur freundlichen Erinnerung an das zukünftige Höllenfeuer – oder westliche Nationalflaggen abzufackeln. Das ist „zweierlei Maß“, oder neutestamentlich: „den Splitter im Auge des Anderen sehen, aber nicht den Balken im eigenen“ (Matthäus 7, 4 – 5), nämlich sich über kleinere Verfehlungen der Westler empören und die eigenen großen, die bis zu Todesdrohungen und Tötungen gehen, nicht mehr wahrnehmen. Das läuft darauf hinaus, dass sie jede Kritik an Inhalten ihres Glaubens extrem hart bestraft sehen wollen, und damit wehren sie sich nicht nur gegen Störungen von religiösen Handlungen, etwa ihres Gottesdienstes vor Ort, wozu sie ja berechtigt wären, sondern sie nehmen sich heraus, sonst wo in der Welt geäußerte Witzeleien zu bestrafen und darüber hinaus gut begründete Aussagen, die den Punkt treffen und sachlich vorgetragen wurden, als Angriffe zu bewerten und mit Tätlichkeiten zu beantworten. Die Tabuisierung von Kritik reicht bis zur Leugnung schlichter Wahrheit, z. B. der über eine Unzahl von Belegen begründbaren Aussage, dass die Sprache des Koran und schon vor ihm der jüdischen Thora und des christlichen Neuen Testaments in hohem Maße von aggressiven Formulierungen durchsetzt ist. Eine solche Leugnung ist nicht nur ein intellektuelles Ärgernis, sondern hat auch ganz praktische Konsequenzen, und zwar negative.

Es ist mehr als ärgerlich, dass Glaubensrichtungen, die im säkularen Staat für sich selber Toleranz in Anspruch nehmen, zugleich die Einführung ihres eigenen Kirchenrechts (im Falle der Islamisten: der Scharia) fordern, was impliziert, dass sie ihrerseits überhaupt nicht bereit sind, ihren eigenen Gläubigen oder gar den Ungläubigen Toleranz zu gewähren. Unter dem Schutze der Toleranz, die ihnen gewährt wird, versuchen sie intolerante Parallelgesellschaften zu errichten mit dem Ziel, schließlich im Namen ihres Gottes eine höchst intolerante Weltherrschaft zu erringen. Da liegt eines nahe: Keine Toleranz für Intolerante! Oder positiver: die Scharia nur für Islamisten in Saudi-Arabien, aber dort gern bis zum Gehnichtsmeer!

Unsere Gutmenschen sehen das anders: Sie haben im Koran sogar eine Aussage gefunden, die als Beweis dafür angeführt werden könnte, dass der Islam „eigentlich“ sehr tolerant ist. Dafür eignet sich ganz besonders der Spruch Mohammeds in der Sure 2, Abschnitt 256: „In der Religion gibt es keinen Zwang“. Wie tolerant also diese Religion ist! Dabei wird großzügig übersehen, was aufmerksamere Leser wenige Sätze später in der gleichen Sure finden können: „Sie (die Ungläubigen) werden Insassen des Höllenfeuers sein und (ewig) darin weilen“ (zitiert nach der wissenschaftlich hervorragenden Übersetzung von Rudi Paret, *Der Koran*, Kohlhammer, Stuttgart, 2001, 8. Auflage, S.38/39). Gleichermaßen von den Gutmenschen übersehen wurde der Abschnitt 55/56 von Sure 4, wo in aller Deutlichkeit ganz unmissverständlich geschrieben steht: „Die Hölle wird dereinst die Ungläubigen schlimm genug brennen. Diejenigen, die nicht an unsere Zeichen glauben, werden wir (dereinst) im Feuer schmoren lassen. So oft (dann) ihre Haut gar ist (!), tauschen wir ihnen eine andere (dagegen) ein, damit sie die Strafe (richtig) zu spüren bekommen. Gott ist mächtig und weise“ (ebd. S. 66).

Wenn man diese Zitate als sinnvolle Aussagen zu verstehen versucht, können sie nur bedeuten: Nachdem Muslime aus dem Koran gelernt haben, was mit den Ungläubigen geschieht, wenn sie in der Hölle weilen, nämlich dass sie im Feuer schmoren werden und dass ihre Haut, wenn sie gar ist und schließlich verbrannt ist, mit Gottes Allmacht und

Allwissenheit wieder durch gesunde Haut ersetzt wird, damit die Folter ggf. ewig fortgesetzt werden kann, dann braucht man die Muslime gar nicht mehr zum Glaubensgehorsam zu zwingen. Die Ungläubigen sind ohnehin verloren: eben weil sie ungläubig sind und in ihrem Unglauben verharren, und da sie ohnehin im Höllenfeuer weilen werden, braucht man sie auch nicht mehr zum Glauben zu zwingen.

5.3. Naturgewalten und Katastrophen können unermessliches Leid bewirken

5.3.1. Die Innenseite: das Erleiden von Gewalt im Schmerz und in der Not

Nach der vorangegangenen, auf der Etymologie von „Aggression“ aufbauenden Analyse liegt die Frage nahe, ob wir denn heute noch unter einer Aggression einen „Anschriff“ zu etwas hin oder ein Hinschreiten zu jemandem hin verstehen, etwa auch eine tabubrechende Annäherung an einen Mächtigen, auf die er dann so empfindlich reagiert, als sei er angegriffen worden. Empfinden wir bei „Aggression“ noch diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes? Inzwischen liegt die Betonung viel stärker auf dem, was jemand in böser Absicht **jemandem tatsächlich Schlimmes angetan und was sein Opfer erlitten hat**, ohne Mitgefühl des Täters für das Leid des Opfers. Sogar die böse Absicht kann fehlen.

Im Unterschied zu Beobachtungen an Tieren haben wir bei menschlichen Aggressionen schon immer die Möglichkeit, die Auswirkungen aggressiver Verhaltensweisen auf uns selbst zu erleben und zu beschreiben: vor allem als schlimmes Gefühl, wenn wir die Aggressionen Anderer erleiden. Einige aggressionsbezogene Wörter und Formulierungen unserer Sprache haben mit dieser Innenseite zu tun. Das Erleben kann mit einem an sich selbst gespürten Effekt der Aggressivität Anderer ausgefüllt sein, mit unerträglichem Schmerz, mit panischer Angst, mit hoffnungsloser Verzweiflung. Beim Erleben von Schmerz spielt es eine entscheidende Rolle, wem (welcher Person oder Sache) wir zuschreiben, unseren Schmerz verursacht zu haben. Das können wir sogar selber sein, und zwar ganz absichtlich, wenn wir uns einen Holzsplitter aus der Haut ziehen, und unabsichtlich, wenn wir im Dunkeln oder aus Unachtsamkeit an ein Hindernis stoßen. In diesem Falle können wir uns über uns selber ärgern und uns selber sprachlich als Verursacher kennzeichnen. Die Formel „**ich** habe **mich** gestoßen“ betont diesen Selbstbezug. Wir können aber auch in Rage geraten und gegen das Hindernis treten, gegen den „blöden“ Schemel, der da im Weg stand. So kann das Objekt, mit dem wir zusammengestoßen sind, auch mit Worten beschimpft werden („dieser scheiß Splitter“) oder gar verflucht werden („dieser verdammte Nagel“). Andererseits kann ein im eifrigen Spiel stolperndes Kind mit blutender Platzwunde am Knie einfach weiter hinter dem wegrollenden Ball herlaufen, ohne die Wunde zu bemerken, und es spürt erst richtig den Schmerz, wenn die Mutter herbeieilt und es zu trösten versucht.

Es kann also für das eigene Erleben und dann auch Verhalten einen großen Unterschied ausmachen, **wie** es zum schmerzhaften Aneinandergeraten gekommen ist: ob man barfuß im Garten mit dem großen Zeh gegen einen Stein gestoßen ist und sich dabei wehgetan hat, oder ob jemand einem versehentlich, aber in gleicher Stärke draufgetreten hat, ob einem der eigene schwere Hammer auf die Zehen gefallen ist, oder ob mir jemand mit Absicht auf den Fuß tritt, um sich auf so grobe Weise Platz zu verschaffen. Diese Unterscheidungen lassen sich in drei polaren Dimensionen einordnen:

dingliche vs. personale Einwirkung,
selbst- vs. fremdverschuldete Einwirkung
zufällige vs. von jemand beabsichtigte Einwirkung.

So etwas wird typischerweise als Unterschied zwischen „sich an etwas stoßen“ und „von jemandem getreten werden“ wiedergegeben. Das alles spricht dafür, nicht nur den Täter in seinem aggressiven Verhalten von außen zu beobachten und ihm diese Aggressivität zuzuschreiben, sondern auch das Opfer von Gewalt in seinem Schmerz und Leid zu bedenken und Gewalt auch dann als „aggressiv“ zu kennzeichnen, wenn ihr, etwa einer Naturgewalt, gar keine Intention und schon gar keine böse Absicht zugeschrieben werden kann.

5.3.2. Wie Menschen Naturgewalten für eigene Aggressionen nutzen

Menschen konnten schon in frühen Zeiten die Natur auch für ihre eigenen Aggressionszwecke zur Hilfe nehmen, zunächst wohl die unbelebte Natur: sie nutzten Stöcke und Steine zur Selbstverteidigung, zur Jagd und als Waffen im Kampf gegen andere (fremde) Menschengruppen, und sie nutzten das Feuer, um Raubtiere abzuschrecken und das Fleisch der erlegten Tiere zu garen. Auch die belebte Natur wurde von Menschen für Aggressionen in Dienst genommen: Sie setzten ihre vormaligen Feinde, die Wölfe, zu Hunden domestiziert, zum Aufspüren von Beutetieren und zum Bewachen und Zusammenhalten ihrer Viehherden ein, sie erschreckten ihre Feinde, wenn sie ihnen auf großen Pferden entgegenritten, und sie ließen ihre Streitwagen von Pferden ziehen.

In der Folgezeit suchten und nutzten Menschen immer bewusster die verderbenbringenden Kräfte der Natur, legten Brände in Ansiedlungen und Städten, vergifteten die Brunnen der Feinde mit Leichen, Aas und Abfall, entwickelten Explosivstoffe zum Sprengen und für Fernwaffen. Ein solches menschliches Zutun zur Auslösung von Naturgewalt ist sprichwörtlich geworden: aggressive Menschen neigten dazu, „mit dem Feuer zu spielen“, „eine Lunte anzuzünden“, „ein Fass zum Überlaufen zu bringen“, und das galt auch in einem übertragenen Sinne. Im ersten Weltkrieg ließen Heerführer Giftgase verströmen, und am Ende des Zweiten Weltkriegs fanden und nutzten sie die extremste aller Naturkräfte, die Atomenergie, und konzentrierten sie in der Atombombe. Erst der Mensch ist auf die völlige Vernichtung seiner Feinde aus, riskiert dabei ein allgemein-menschliches Har Mageddon im Weltuntergang am Ende der Zeiten. Aber schon die bisherigen Kriege, im ersten und zweiten Weltkrieg kulminierend, waren nicht nur für die jeweiligen Feinde Verderben bringend. Indem sie sich selber Feinde machten, nahmen sie eigene Verluste in Kauf und riskierten dabei, die eigene Wohlfahrt und Vermehrung zu vernachlässigen. Auf Feinde und Kriege könnten Menschen gut und gerne verzichten, weil sie im Endeffekt auch den eigenen Reproduktionserfolg mindern. Es ist zumindest biologisch unsinnig, wenn gerade die sexuell aktivsten und vermehrungsfähigsten Altersklassen einander umbringen, wie das in den beiden Weltkriegen in großem Umfang der Fall war. Es hat etwas von Suizidalität, nämlich in dem Sinne, dass man Seinesgleichen umbringt, was nicht weit davon entfernt ist, sich selber zu töten.

Auch insofern ist es gerechtfertigt, wenn wir zum Thema „Aggressivität“ nicht nur auf tierische und menschliche Antriebe rekurren, sondern auch auf die Naturgewalten, die – ganz ohne jede eigene böse Absicht – über uns Menschen hereinbrechen und uns massenhaft schwerstes Leid zufügen können. Es kommt aber erschwerend hinzu, dass sie auch von Menschen ausgelöst und herbeigeführt werden können, was die ursprünglich selbsttätig tierisch-menschlichen Aggressionen ins Ungeheuerliche übersteigern kann, schon durch eine Bombe, welche die Mauer eines Stausees bersten lässt, aber erst recht durch den Start mehrerer mit Atombomben bestückter Interkontinental-Raketen, welche in dicht besiedelten

Landschaften alles Leben auslöschen. Wegen der Nutzung durch Menschen sind demnach auch Naturgewalten aggressionsrelevant.

5.3.3. Exkurs: Über Naturkatastrophen

Die folgenden drei Abschnitte (5.3.3. – 5.3.5.) können von Leserinnen und Lesern, die an kosmologisch-geologischen Erkenntnissen weniger interessiert sind, zunächst übergangen werden. Sie liefern aber wichtige Voraussetzungen für spätere Argumentationen.

Als durch Aggression verursacht erscheinen auch die sogenannten Kollateralschäden, selbst wenn diese gar nicht im Einzelnen intendiert waren, aber doch viele Menschen faktisch getroffen oder gar ihren Tod verursacht hatten. Als Aggression wird schließlich nicht mehr nur das Handeln eines an jemanden herausfordernd heranschreitenden Menschen verstanden, sondern weit darüber hinausgehend auch manches irgendwie Katastrophales, das völlig unvermittelt zu gewaltigen menschlichen Opfern und sachlichen Schäden führt, etwa die Explosion einer Bombe, im Extrem einer Atombombe, von jemandem ausgelöst, der zunächst erst sorgsam eine Sicherung aufgehoben und dann ganz ruhig auf einen roten Knopf gedrückt hatte, also mit einer Tätigkeit, die für sich genommen ganz harmlos ist. Und diese Atombombe nähert sich ihren Opfern keineswegs in Schritten, denen sie noch ausweichen könnten, sondern sie hat diese Menschen schon in Sekundenbruchteilen nach ihrer Explosion in weitem Umkreis vernichtet. Um diesen Aspekt des Unpersönlichen, das mit dem Wort „Aggression“ ursprünglich gar nicht gemeint war, besser herauszuarbeiten, möchte ich dir Thematik noch allgemeiner fassen und muss dazu etwas ausholen, und zwar wiederum etymologisch:

Fangen wir an mit dem Wort „Explosion“. Das lateinische Wort „explosio“ ist eine Ableitung vom Verb „explodo“, und das bedeutete, eine Rede oder szenische Darbietung kritisch auszusprechen oder auszupfeifen. Dieses zusammengesetzte Verb ist abgeleitet von „plaudo“ mit der Bedeutung „klatschend schlagen, stampfen“, im engeren Sinn auch „mit Klatschen Beifall spenden“, also „applaudieren“. Es geht also primär um das Geräusch, lat. „plausus“. Bei einer Explosion kann aber viel mehr kaputtgehen als nur das Trommelfell. Für das, was wir heute unter Explosion verstehen, hatten die Römer ein anderes Wort: disruptio, das „Sprengen, Zertrümmern“, etwas harmloser auch das Unterbrechen und damit Stören einer Rede. Das Verb lat. dirumpi „zerbersten, zerplatzen“ ist eine direkte Ableitung von rumpō „rauben, abreißen, entreißen“, das wiederum auf eine indoeuropäische Wurzel *reu- „reißen, brechen“ zurückgeführt werden kann.

Eine so verstandene, zur „disruptio“ führende „explosio“ kann wirklich katastrophale Folgen haben, schon für jedes einzelne Opfer, im Falle des Atomkriegs für die ganze Menschheit. Gehen wir deshalb auch noch der Herkunft des Wortes „Katastrophe“ nach. Es wurde im Griechischen ursprünglich als dramatisch entscheidende Wendung zum Schlimmen verstanden, später auch spezifischer als ein plötzlich hereinbrechendes und für viele Menschen verderbenbringendes Unglück größten Ausmaßes. Das alles spricht dafür, den hier auftauchenden Zusammenhang zwischen tierisch-menschlicher Aggression und katastrophaler Naturgewalt „sub specie aeternitatis“ zu betrachten, hier verstanden als in Anbetracht der Kosmologie und der Entwicklung des Lebens auf der Erde. Nach einer solchen Grundlegung sollen dann Aggressionen im einzelnen analysiert werden.

5.3.4. Abfolgen von Kumulierungen und Expansionen

Ich setze den Exkurs über Katastrophen daher fort mit einer Diskussion über den „Anfang“ unserer Welt, mit der Kosmologie, die nach der **Frühgeschichte des Kosmos** fragt. Im Folgenden stütze ich mich auf einen ganz aktuellen Beitrag von Thomas Thiemann und Markus Pössel: Ein Kosmos ohne Anfang? (Spektrum der Wissenschaft, Juni 2007, S. 32 – 41). Ich will versuchen, die wichtigsten Ergebnisse dieser Abhandlung und weiterer darauf bezogener Beiträge abgekürzt und z. T. mit eigenen Worten wiederzugeben. Bereits 1929 erkannte Edwin Hubble auf Grund eigener Beobachtungen, dass sich unser Universum ausdehnt (S. 35). Wenn wir nun diese Interpretation heutiger Beobachtungen in eine fernste Vergangenheit zurückrechnen und in der Zeit noch weiter zurückgehen, können wir einen Zeitpunkt erschließen, an dem diese Expansionsbewegung gerade noch nicht begonnen hatte und dann erst begann, was als „Urknall-Hypothese“ bis heute weithin akzeptiert worden ist. Die Annahme eines singulären Anfangs der Welt, auch von Raum und Zeit, führte zu einem aus Einsteins Gleichungen der Allgemeinen Relativitätstheorie abgeleiteten mathematischen Modell, das an einem grundsätzlichen Manko leidet: „Für den zeitlichen Nullpunkt postuliert es eine sogenannte Singularität, ein Artefakt der Mathematik (H. Sch.: und insoweit noch plausibel!), aber physikalisch ein Unding: **denn die Physik scheut das Unendliche** (Hervorhebung im Original) – in diesem Fall einen Punkt unendlicher Massendichte und Raumkrümmung – wie der Teufel das Weihwasser“ (Reinhard Breuer auf Seite 3 dieses Heftes). Für den Ursprungsmoment führt das Urknall-Modell zu einer Singularität – einem Zustand unendlich hoher Temperatur und Materiedichte. Das ist physikalisch unmöglich, und damit verliert das Modell seine Grundlage.

Immerhin stützen zahlreiche Beobachtungen ein Modell, dem zufolge die Welt aus einem extrem heißen und dichten (wenn auch keineswegs punktförmigen!) Anfangszustand hervorging und anschließend expandierte, sich dabei abkühlte und die heute beobachtbaren Strukturen (Galaxienhaufen verbunden durch Filamente, dazwischen große Leerräume wie Blasen) herausbildete. Die Verteilung von Radiogalaxien, die gemessene Häufigkeit leichter Elemente, sowie die 1965 entdeckte kosmische Hintergrundstrahlung stimmen mit den Vorhersagen eines Expansionsmodells überein (S. 35). Sie lassen auf eine abstoßende Kraft schließen, die extrem stark wird, sobald die Materiedichte einen Wert von etwa 10^{94} Gramm pro Kubikzentimeter übersteigt, und die entgegen der Gravitationskraft das Universum dazu bringt, immer weiter (und zunehmend schneller) zu expandieren.

Mit Beginn der Expansionsphase und zunehmender Ausdehnung des Universums verringerte sich auch dessen Dichte. Das Standardmodell der Kosmologie beschreibt ein sich stetig ausdünnendes, allmählich abkühlendes Universum, in dem sich 400 000 Jahre nach Beginn der Expansion Atomkerne und Elektronen zu elektrisch neutralen Atomen verbinden und die kosmische Hintergrundstrahlung freisetzen, wobei sich die Materie in ersten Materiehäufungen (Gasnebeln) stetig weiter verdichtet und schließlich jenes komplexe Netz von Galaxienhaufen bildet, das wir heute beobachten.

Aber was war **vor** der anfänglich so extremen Dichte, die dann explosiv zu einer bis heute feststellbaren Expansion führte? Gab es überhaupt einen Anfang der Welt, oder hatte das Universum schon vor einem so fraglichen „Urknall“, also ggf. schon immer existiert? Diese Frage eröffnet eine alternative Perspektive auf die Zeit „davor“, bis zu einem Prä-Universum, aus dem nach einem Zwischenstadium extremer Dichte das unsrige Universum hervorgegangen sein muss. Das setzt allerdings eine vorgängige Verdichtung des Prä-Universums bis zu einem totalen Kollaps voraus, in dem es vor rund 14 Milliarden Jahren so weit kontrahierte, dass seine Dichte und Temperatur alle danach messbaren oder

erschließbaren Werte weit überstiegen, allerdings nicht bis zu einer physikalisch unsinnigen „Singularität“, sondern nur bis zu sehr hohen, aber noch endlichen Werten der Dichte und Temperatur und zu einer noch berechenbar geringen Ausdehnung. Unmittelbar nachdem das Universum eine gewisse Grenzdichte erreicht hatte, kehrte sich der Prozess um, und es begann, aus einer immer noch heißen und dichten Anfangsphase heraus zu expandieren. Auf solche Weise konnte ein schon existierendes Universum zunächst kollabiert und anschließend expandiert sein, ohne dass es zwischendurch zu einer (nur mathematisch denkbaren) Singularität gekommen wäre.

In einigen kosmologischen Modellen wird die Verdichtungsphase als Zwischenstadium eines **zyklischen** Universums gedeutet, das sich (vor allem in seiner Peripherie) immer wieder ausdehnt, dann aber auf Grund der hohen Massendichte (in seinem Zentrum) wieder kollabiert, um anschließend in eine neue Expansionsphase einzutreten, da capo al fine! Ich muss darauf hinweisen, dass ich im letzten Satz (in Klammern) zwei Spezifizierungen eingefügt habe, die nicht dem bisher besprochenen Text entstammen, sondern letzte Konsequenz eigener Überlegungen sind: Ein von mir auf der Basis von „Pushing Gravity“-Theorien ausgearbeitetes Modell (siehe in meiner Website unter 3. „Perspektiven einer Korpuskulartheorie der Gravitation“) führt die periphere Expansion **und** die zentrale Verdichtung auf die Stoßwirkung ein und derselben „Gravionen“ zurück, die nach Innen zentripetal als Gravitationskraft, nach außen zentrifugal als „dunkle Energie“ wirksam werden können (siehe insbesondere den Abschnitt 3.9.5.: Gravionen bewirken beides: periphere Expansion und zentrale Verdichtung).

Zurück zur referierten Abhandlung: Einige junge Theoretiker, insbesondere der Physiker Martin Bojowald (zur Zeit seiner Erstveröffentlichung noch an der Rheinisch-Westfälischen Hochschule in Aachen, inzwischen an der Pennsylvania State University) in Zusammenarbeit mit weiteren Kollegen, haben versucht, aus Voraussetzungen der Schleifen(=loop)-Quanten-Kosmologie ein Szenario, kombiniert aus Kollaps und anschließender Expansion des Kosmos, zu entwickeln und zu berechnen, das ohne einen „Urknall“ auskommt. Sie versuchten, mit weniger gewagten Hypothesen eine Theorie zu entwickeln, die allein von empirisch gesicherten Annahmen ausgeht. Aufbauend auf Symmetrieanahmen, wie sie auch den klassischen kosmologischen Modellen zu Grunde liegen, nahm Bojowald eine Vereinfachung vor zum Bild einer Welt, die homogen und isotrop ist. Die Annahme einer Homogenität des Universums kann aber m. E. nur für eine begrenzte Zeit, etwa der maximalen Verdichtung, nahe liegen, und offensichtlich nicht auf Dauer bis heute. Thomas Thiemann, einer der beiden Autoren des von mir referierten Beitrags, und sein damaliger Doktorand Johannes Brunemann wiesen in einer vor zwei Jahren veröffentlichten Arbeit nach, dass ihr weiter entwickeltes Modell auch ein Universum mit realistischen Dichteschwankungen zulässt.

Inzwischen (Anfang 2006) gelang es Abhay Ashtekar, Parampreet Singh und Tomasz Pawłowski (alle drei sind Bojowalds Kollegen an der Pennsylvania State University), die Schleifen-Quanten-Kosmologie auf eine mathematisch solidere Grundlage zu stellen und damit das Modell von Martin Bojowald zu verbessern (S. 37). Sie wiesen nach, dass man die abstrakte (H. Sch.: mathematische) Zeitkoordinate des von Bojowald vereinfachten Modells durch eine „physikalische Zeit“ ersetzen kann, die mit Bezug auf konkrete „physikalische Uhren“ definiert ist – ein wichtiger Schritt hin zu einem Modell, dessen Konzepte allesamt prinzipiell der Beobachtung zugänglich sind. Zusätzlich konnten sie im mathematischen Modell nachvollziehen, wie ein kollabierendes Universum in ein expandierendes Universum übergeht. Wie aber soll das empirisch bewiesen werden? Da es als unmöglich erscheint, zur experimentellen Überprüfung dieser theoretischen Annahmen entsprechend riesige Teilchenbeschleuniger zu bauen, sollte das Universum selbst als Labor betrachtet werden, in

dem theoretische Vorhersagen mit immerhin empirischen astrophysikalischen Beobachtungen konfrontiert werden können. Mit genaueren Messdaten könnte man die Theorie überprüfen. Bis dahin sind die interessantesten Fragen theoretischer Natur: Es geht darum, eine stimmige Theorie zu entwerfen, welche die großen Strukturen des heutigen Universums erklärt, ohne beim „Urknall“ ins Absurde zu geraten (diese Aussagen von mir leicht verändert nach Antworten von Abhay Ashtekar, Direktor des Instituts für Gravitationsphysik und –geometrie der Pennsylvania State University, auf Interviewfragen von Emanuela Buyer). Der Chefredakteur von „Spektrum der Wissenschaft“, Reinhard Breuer, kommentiert das in dem Heft vorgetragene Modell abschließend in seinem Editorial: „Bisher sicherlich nur ein Modell mit all seinen Einschränkungen, aber in jedem Fall ein seriöser Angriff auf ein ‚hartes‘ Problem“ (S. 3).

Aber warum habe ich diese kosmologische Theorie so ausführlich dargestellt und diskutiert? Ich denke, dass sie mit ihrer Abfolge von Kumulation (Haufenbildung und Verdichtung) und explosiv beginnender Expansion ein zumindest als Analogie interessantes Modell bietet für entsprechende, in Katastrophen kulminierende andere Prozesse der Natur und darüber hinaus in menschlichen Gesellschaften, und zwar sowohl für spontane wie für politisch-psychologisch herbeigeführte Explosionen von Populationen, von Hassorgien aufgehetzter Menschenmassen, und ganz technisch: von Atombomben. Es soll daher noch dargestellt werden, dass die Abfolge von Verdichtung und Explosion nicht nur für die Frühgeschichte unseres Universums kennzeichnend ist. Immerhin verdanken wir ihr, dass unsere Welt so ist, wie sie ist, und dass es darin unsere Milchstraße, und darin unser Sonnensystem, und darin unsere Erde gibt, und weiteren Entwicklungen verdanken wir, dass es auf unserer Erde Lebewesen, Pflanzen, Tiere und auch uns Menschen gibt. Auch diese Entwicklungen waren z. T. in Katastrophen begründet oder von ihnen begleitet, man denke nur an die geologische Spannungssteigerung und schließlich Entladung in Erdbeben, an die Neuentwicklung von Lebensformen und ihre oft explosive Ausbreitung (Radiation), auch des Menschen, und schließlich an im engeren Sinne anthropologische Phänomene bis zu den gerade halbwegs überstandenen Weltkrieg und Genoziden, mit dem Übermaß an Atombomben als weiterhin bestehende Drohung. Wir sollten daher versuchen, solche Prozesse und ihre Aggressionspotentiale besser zu verstehen, um mit ihnen in Zukunft besser umgehen zu können: sie als teilweise naturgegeben hinzunehmen und sich so gut wie es geht gegen sie zu schützen, ohne sie zum Ruhme Gottes zu instrumentalisieren, oder aber, bei von Menschen gemachten (man-made) Explosionen, ihnen entschieden vorzubeugen, sie in ihren Anfängen zu erkennen und sie – wiederum so gut es irgend geht – wenigstens unter Kontrolle zu bringen, besser aber: sie tatkräftig zu verhindern.

Zurück zur Kosmologie: Es ist bemerkenswert, dass in der Astrophysik ähnliche Phänomene wie die gerade beschriebenen aus viel späteren Zeiten bis zur Jetztzeit bekannt sind. Es gibt offensichtlich seit den Frühstadien des Universums immer wieder die Abfolge von gravitativen Verdichtungen, in denen zuvor als Gas- oder Staubwolken verteilte Materiemassen sich zunehmend stärker von leeren Räumen abheben und sich schließlich zu ersten Sternen verdichten, meist schon zu Sternhaufen und Proto-Galaxien vereinigt. In einer neuen Sicht der „pushing gravity“ können solche Verdichtungen, wenn sie bei Riesensternen ein bestimmtes Maß überschreiten, auch zu Zuständen führen, in denen das zuvor Kumulierte plötzlich als Nova oder Supernova explodiert und seine Außenschichten nach außen expandiert, gleichzeitig aber innere Bereiche zu Neutronensternen bzw. „Schwarzen Löchern“ zusammenpresst. Beachten wir die Abfolge: auch in diesen Fällen setzt die Expansion eine vorherige Kumulation voraus, und des weiteren kann ein und dieselbe isotrop wirkende Kraft auf explosive Weise sowohl Materiemassen nach außen treiben, bis in die Peripherie des

Universums, als auch nach innen bis zur Bildung riesiger Galaxienhaufen mit entsprechend superschweren Schwarzen Löchern (= superdichten Himmelskörpern) in ihrem Zentrum.

5.3.5. Irdische Katastrophen vor Erscheinen des Menschen

Das katastrophale Gesamtgeschehen, das zur Wieder-Expansion eines hochverdichteten Prä-Universums führte und innerhalb von rund 14 Milliarden Jahren auch zur Ausbildung unserer Galaxie und darin unseres Sonnensystems, ließ schließlich auch unsere Erde entstehen. In unvergleichlich kleinerem Maßstab hat es auf unserer Erde weiterhin Katastrophen geologisch-meteorologischer Art gegeben, von denen die spätere Entwicklung des Lebens bis zum Menschen immer aufs Neue determiniert wurde. Nach der Scheidung von Festland und Ozeanen gab es immer wieder das Auftauchen von vulkanischen Inselketten aus mittelozeanischen Spreizungszonen, das Abtauchen von ozeanischen Platten unter die Ränder von Kontinenten, die Verschiebung, das Auseinanderdriften und Aufeinanderprallen von Kontinenten, verbunden mit der Bildung von Gebirgsketten, die dann über längere Zeiten wieder abgetragen wurden. Schon in der Frühzeit der Erde gab es Eiszeiten, eine davon wahrscheinlich schon vor 2,3 Milliarden Jahren, aber in Trockengebieten und zu Trockenzeiten auch ausgedehnte kontinentale Wüstenbildungen, deren z. T. in Flachmeeren abgelagerte Sedimente noch heute geologisch als Bundsandstein vorfindbar sind.

An den Rändern der kontinentalen und marinen Platten blieb die Erde aber immer in Bewegung; es kam durch Verwerfungen und Verschiebungen an den Plattengrenzen zum Aufbau hoher Spannungen, die sich dann in gewaltigen Erdbeben plötzlich entluden und in Ozeanen Tsunamis auslösten, die dann zu riesigen Überschwemmungen von Küstenregionen führten. Aus „hot spots“, großen Aufschmelzungsbereichen im Erdmantel, drang heißes zu Lava geschmolzenes Gestein schlotartig zur Erdoberfläche auf und führte sogar innerhalb von Kontinentalplatten zur Vulkanbildung. Plötzliche Vulkanausbrüche mit Steinhagel und Lavaströmen, in den Tropen auch mit Schlammfluten, rissen alles mit sich und konnten weite Bereiche mit aus Basalt aufgebauten vulkanischen Gesteinen (Trapps) überdecken. Die vom Vulkan kilometerhoch in die Atmosphäre herausgeschleuderten Glutwolken und Aschen konnten zu langdauernden Dämmerungserscheinungen und Verfinsterungen bis zur zeitweisen Klimaänderung führen.

Nicht nur aus dem Erdinnern bauten sich Katastrophen auf, auch in Bereichen der Gewässer und des Luftmantels der Erde kam es zu folgenreichen Naturereignissen. Neben den schon erwähnten Eiszeiten und Trockenzeiten waren es Unwetter mit Wolkenbrüchen und Überschwemmungen, Orkane (Hurrikans, Taifune etc.) mit verheerenden Sturmschäden, aber es konnte auch durch Blitzschlag und Selbstentzündung zu ausgedehnten Flächenbränden in Wäldern und Steppen kommen, auf die sich manche Organismen sogar genetisch angepasst hatten.

Die hier nur kurz aufgezählten **Naturgewalten** gab es auch schon lange vor dem ersten Auftreten von Menschen. Sie hatten, z. T. über chemische Veränderungen der Meere und des Atmosphäre, erhebliche Konsequenzen schon für das vormenschliche Leben auf unserer Erde, führten zu Massensterben bestimmter Pflanzen- und Tiergruppen, aber auch zum Aufkommen neuer Lebensformen, die sich an veränderte Lebensbedingungen besser anpassen konnten. Das geschah auch nach einigen wenigen bedeutsamen extraterrestrischen Einwirkungen von außerhalb unseres Planeten: es wird noch diskutiert und durch Untersuchungen überprüft, ob nicht der Aufprall eines riesigen Meteors vor etwa 65 Millionen Jahren mit anschließend

explosiver Ausbreitung des Gesteinsstaubs und daraufhin langjähriger Verfinsterung zu einem besonders die Dinosaurier betreffenden Massensterben bis zu deren Auslöschung geführt hat.

Auch innerhalb der Tier- und Pflanzenwelt konnten Veränderungen aufkommen, die das Ausmaß von Katastrophen annahmen. So konnten Seuchenzüge auch schon ganze Pflanzen- und Tiergruppen dezimieren, und nach explosiver Vermehrung sich ausbreitende Heuschreckenschwärme konnten die Pflanzendecke ganzer Landstriche kahl fressen und den tierischen Pflanzenfressern die Nahrung nehmen, auch später den Menschen.

5.3.6. Wie Menschen das Erleiden von Naturgewalten geistig verarbeiten

Zu Katastrophen eskalierende Naturgewalten haben in späteren Zeiten auch ahnungslose Menschen im Schlaf überrascht, haben sie plötzlich „wie aus heiterm Himmel“ ohne jede Chance der Gegenwehr hinweggefegt, haben die überlebenden Zeugen der Katastrophe noch lange in Angstträumen verfolgt, sind zu Mythen und Abwehrritten verarbeitet worden. Die ägyptischen Plagen und die apokalyptischen Reiter sind im christlichen Abendland sprichwörtlich geworden. Heutzutage kann man an überlebenden Katastrophenopfern das psychopathologische Syndrom der „posttraumatischen Belastungsstörung“ feststellen, die in wörtlicher Auslegung des Begriffs auf eine körperlich bzw. seelisch verletzende (traumatisierende) Extremerfahrung folgt, in der Regel auf das Erleben von Naturgewalt oder auch von Menschengewalt.

Menschen hatten seit jeher die Tendenz, solche Extremereignisse, also Not und Verderben, die sie durch Naturgewalten erlitten hatten, anthropomorphisierend irgendwelchen mächtigen Göttern des Himmels oder auch der Unterwelt zuzuschreiben. Auch der israelitische (zuvor wohl midianitische, edomitische oder kenitische) Berg- und Vulkangott Jahwe gehörte zu diesen gefürchteten göttlichen Gewalttätern. Er war vielleicht auch ein Blitz- und Sturmgott, bei den aus Ägypten nach Kanaan ziehenden Israeliten ein Kriegsgott und Schlachtenlenker, ein Herr der Heerscharen. Schließlich erwarb er als all-einziger und vor allem allmächtiger Monotheos das Monopol über alle Menschen- und Naturgewalt.

Gerade das Extreme mancher Naturgewalt macht diese ganz besonders dazu geeignet, Gott zugeschrieben zu werden, als Ausdruck seines Zorns und als Werkzeug seiner Rache, für die er immer wieder genügend Anlass fand: zum einen im Innenverhältnis, wenn die von ihm Auserwählten seine Gebote (Befehle) und Verbote nur mit Murren und Hadern oder gar nicht befolgt hatten, zum andern gegen andere Völker, wenn diese sein Volk gar zu sehr bedrängt hatten. Dann setzte Gott voller Empörung die Naturgewalten bis fast zur Auslöschung der ganzen Menschheit ein (wenn man der Bibel Glauben schenken will), so etwa in der Sintflut, vor der Er nur Noah und die Besatzung seiner Arche bewahrt hatte. Aber auch die totale Vernichtung von Sodom und Gomorrha, offenbar durch ein schweres Erdbeben, muss als eine sehr unverhältnismäßige Maßnahme bei geringem Anlass (homosexuelle Belästigung von Gästen) angesehen werden.

Wir sollten hier bedenken, dass solche religiös zu Göttern und schließlich zu Gott personifizierten Naturgewalten nicht bloß ein den Menschen Äußerliches waren, von dem sie, selber eher harmlos, schicksalhaft überwältigt wurden. Sie waren nicht nur Opfer, sondern selber an Gewalttätigkeiten beteiligt, auch und besonders im Namen ihres Gottes, und zwar als Naturwesen, unter denen es aus ähnlichen Gründen wie auch sonst in der Natur zu Massenbildungen, Extremalisierungen und Verschärfungen kommen konnte. Diese konnte man dann sehr wohl als „Zündung“ bezeichnen, was schließlich zu Explosionen und

menschgemachten Katastrophen führte, unter denen dann Mensch und Tier und die pflanzliche Umwelt leiden mussten. Dass Naturgewalten und Gewaltherrscher mit dem gleichen Begriff „Gewalt“ verbunden sind, hat seinen tiefen, schlimmen Sinn: das Gemeinsame ist das schwere Leid, das Menschen dadurch erfahren, sowohl durch Naturkatastrophen als auch durch das, was sie einander selber antun.

5.4. Biologische Vorläufer tierischer und menschlicher Aggressionen

5.4.1. Explosive Phasen der biologischen Evolution

Mit der Kosmologie und Sternentwicklung vergleichbare Abfolgen von Kumulation, Verdichtung, Explosion und Expansion gibt es auch in der Biologie. Schon in den Anfängen des organischen Lebens kam es zu Kondensationen (Polymerisation von Kohlenwasserstoffen zu Kettenmolekülen, Konzentration solcher protoorganischer Substanzen in durch Membrane abgegrenzten Zellen, weitere Aufnahme von Nahrung) und auf dieser Basis zu einer explosiven Vermehrung. Die Anfänge des Lebens auf unserer Erde liegen im Dunkeln. So viel ist aber sicher: das Leben wurde nicht von einem orientalischen Gott vor fünf- bis sechstausend Jahren an einem der ersten sechs Tage geschaffen. Die Anfänge liegen sehr viel weiter zurück und haben auch sehr viel mehr Zeit benötigt. Es gibt inzwischen einige wissenschaftliche Erkenntnisse, die mehr als nur plausible Schlüsse auf die Anfänge des Lebendigen zulassen und die ich im Folgenden im Zusammenhang wiederzugeben versuche. Ohne Gewähr! Denn neuere und künftige Forschungsergebnisse können dieses Bild noch präzisieren oder sogar in der einen oder anderen Hinsicht ändern; aber im Großen und Ganzen ist es wohl doch zutreffend.

So könnte es gewesen sein:

Eine der Vorbedingungen für die **Entstehung des Lebens** bestand im Vorkommen von Tonmineralen, die sich bei der Verwitterung von silikatischen Gesteinen bildeten und sich besonders im Meer, auch in Tiefsee-Ebenen ablagerten. Es waren wasserhaltige Aluminium-Silikate, deren Aggregationen in Schichtgittern aufgebaut sind und aufgrund dieser Struktur eine große innere Oberfläche haben. Sie nehmen leicht Wasser auf und vergrößern durch Quellung ihr Volumen.

Eine zweite Anfangsbedingung bestand in untermeerischen hydrothermalen Quellen, die besonders in den Spreizungszonen der mittelozeanischen Rücken verbreitet sind. Aus solchen Quellen kann schwefelwasserstoffhaltiges Wasser mit Temperaturen von anfangs mehr als 350 Grad Celsius aufsteigen. Die in diesem heißen Wasser gelösten Minerale werden durch den Kontakt mit dem kalten Meerwasser der Umgebung als schwarze Partikel ausgefällt („Schwarze Raucher“). Der Niederschlag kann schornsteinartige und auch flächige Ablagerungen bilden.

Wenn diese beiden Bedingungen: Schichtgitter von silikatischen Tönen und in heißem Wasser gelöste protoorganische Moleküle, an den heißen Quellen zusammenkamen, könnte vor mehr als 3 ½ Milliarden am Meeresgrund ein Prozess in Gang gekommen sein, der heute mit dem geochemischen Modell der Entstehung des Lebens beschrieben wird: An den planen Oberflächen der silikatischen Tonminerale könnten sich, durch deren Regularität vorgeordnet, protoorganische Elemente (Atome, Ionen und Moleküle) angelagert haben, die im wesentlichen aus Kohlenwasserstoffen mit daran gebundenen Stickstoff-, Schwefel-, Sauerstoff- und Phosphor-Atomen bestanden. Unter der katalytischen und strukturformenden

Wirkung der silikatischen Minerale konnten sich an deren Oberflächen aus Kohlenstoff und Wasserstoff (dieser war aus dem Schwefelwasserstoff freigesetzt worden) organische Moleküle bilden, wobei die für diese Reaktion nötige Energie aus der Synthese zum schwefelhaltigen Mineral Pyrit stammte.

Nachdem sich auf solche Weise bestimmte protoorganische chemische Verbindungen zusammengefunden und Kettenmoleküle gebildet hatten, die zu quasi fadenförmigen Kristallisationen wuchsen, konnten andere solche Stoffe sich im Wasser zu Ganzheiten organisieren, die wie Tropfen in der Luft oder Gasblasen im Wasser ein Innen (mit Kettenmolekülen) von einem Außen (dem Meerwasser) schieden, und zwar durch eine Membran, die aus naheliegenden Gründen zunächst Kugelform angenommen hatte, später auch bilateralsymmetrisch organisiert sein konnte. In einem zweiten Schritt, der nach solchen Vorformen erst das eigentliche Leben ausmachte, erwarben solche Ur-Kugeln in Verbindung mit den in ihnen befindlichen Fadenmolekülen die Fähigkeit, aus der Umwelt Stoffe aufzunehmen und sich einzuverleiben, die zu ihrem Wachstum und schließlich zu ihrer Teilung und insofern Vermehrung führten. Solche Vorgänge waren in ihrem Ausmaß bestimmt durch im wässrigen Milieu vorhandene Nährstoffe und ggf. eine Energiezufuhr, welche das Zusammenfügen solcher Stoffe zu größeren Einheiten förderte. Bei genügendem Nahrungsvorrat und nutzbarer Energiezufuhr, wie etwa an den heißen Quellen und Schloten in den mittelozeanischen Spreizungszonen, konnte es zu Massenausbreitungen primitivster Organismen kommen.

Die Ausbreitung ist nicht nur mengenmäßig zu verstehen, sondern auch im räumlichen Sinne, im Wasser in zunächst noch passiven Ortsveränderungen, fort von den Erstanhäufungen radial nach außen in Biotope auf gleicher Ebene, oder auch mehr nach oben bzw. mehr nach unten. Das war notwendigerweise mit minimalen bis krassen Veränderungen der Lebensbedingungen verbunden, insbesondere Schwankungen der Verfügbarkeit von assimilierbaren Stoffen und von Energien zu ihrer Verarbeitung. Das setzte der weiteren Vermehrung zunächst mal Grenzen, denn nur solche Organismen konnten sich teilen, die ein dafür günstiges Biotop vorfanden, oder aber: die sich ganz zufällig so verändert hatten, dass sie auch in einem zunächst weniger geeigneten Biotop überleben konnten, weil sie eine für dieses Biotop besondere Eignung mitgebracht hatten. Sie konnten auf solch adaptive Weise durch (zufällige!) Selbstveränderung sich als geeignet erweisen, andere und ggf. „bessere“ Nischen zu besiedeln und sich dann sogar noch stärker als die unveränderten Konkurrenten zu vermehren. Die „Erfindung“ veränderter und insofern neuer Subsistenzweisen war somit eine zwingende Voraussetzung für die explosive Vermehrung in andersartigen Biotopen. Es wird angenommen, dass sich auf solche Weise bald nach dem erstmaligen Zustandekommen einer Urzelle (Progenote) daraus drei neue Zelltypen (die Archaeobakterien, die Bakterien, die Blaualgen) abgespalten und in je spezifischen Biotopen eigenständig weiterentwickelt hatten. Aber auch im gleichbleibenden Biotop hatten diejenigen Organismen die besseren Vermehrungschancen, welche dieses Biotop in wenn auch nur geringem Maße besser ausnutzen konnten. Mit einem „Kampf ums Dasein“ hatte dies alles über lange Zeiten der Erdgeschichte **nichts** zu tun, denn diese Organismen hatten gar keine Waffen, um gegeneinander um Leben und Tod zu kämpfen. Es ging vielmehr, wie Charles Darwin es richtig gesehen und formuliert hatte, um ein „survival of the fittest“, um das relativ häufigere **Überleben** (sich stärker und nachhaltiger vermehren) **der** wenn auch nur minimal **besser Angepassten**, ganz ohne Mord und Totschlag.

Bis heute bilden Warmwasserquellen von unter 30° die Lebensgrundlage ganz besonderer Ökosysteme, die auf der Oxidation von Sulfaten begründet sind und in denen sehr ursprünglich gebliebene Archaeobakterien gefunden wurden. Die von den klassischen

Bakterien in mehreren Hinsichten unterscheidbaren Archaeobakterien (= Uralt-Bakterien!) besiedeln neben heißen sulfidischen Quellen noch andere ungewöhnliche Lebensräume, so beispielsweise Kläranlagen und auch den Pansen einiger Wiederkäuer (unserer Rindviehherden!), wo sie in der Lage sind, polymere Kohlenhydrate (Cellulose) aufzuschließen, dabei aber als Abfallprodukt das klimaschädliche Gas Methan CH_4 produzieren. Die Relation zwischen Möglichkeiten der Nahrungsaufnahme zunächst in bestimmten Nischen und anschließend massenhafter Vermehrung bestimmt bis heute ganz zentral die Evolution des Lebendigen.

Das alles hätte kaum jeweils von neuem ganz zufällig verlaufen können, wäre es nicht schon sehr früh in der Entwicklung des Lebendigen zur „Erfindung“ eines organischen Erfolgsgedächtnisses gekommen, zur Erfindung der **Gene** (und diese übergreifend, des Genoms), die einerseits immer neu die Ernährung, das Wachstum und die Vermehrung steuern, andererseits aber auch die jeweils erfolgreicherer Anpassungen so zu speichern vermögen, dass sie diese mit sehr geringer Fehlerquote replizieren konnten. Dadurch fiel die Nötigung weg, die optimale Anpassung immer neu ausprobieren und erfinden zu müssen, denn die durch Teilung in ihrer Zahl verdoppelten Zellen profitierten durch die Gene weiterhin von der Angepasstheit der Vorgängerezelle, aus der sie durch Teilung entstanden waren. Andererseits trug die wenn auch geringe Fehlerquote der Reduplikationen dazu bei, dass zunächst minimale und schließlich auch größere Biotop-Änderungen von genetisch leicht veränderten Nachkommen entweder bloß ausgehalten oder sogar besser genutzt werden konnten im Vergleich zu den Organismen, von denen sie durch fortlaufende Teilungen ursprünglich abstammten. Es konnten durch solche Selbstveränderungen (Mutationen der Gene) auch neue, bisher noch nicht verfügbare Energiequellen erschlossen werden.

Zu Beginn des irdischen Lebens (vom Leben auf anderen Planeten im Weltall wissen wir noch nichts) bestand die Biosynthese darin, organische Moleküle (Nukleinsäuren, Proteine, Fette, Zucker, etc.) durch Entnahme von ausschließlich anorganischen Stoffen aus der Umwelt aufzubauen, die unter Nutzung von vorwiegend chemischer Energie in schon lebende Organismen aufgenommen und assimiliert wurden (als Assimilation = „Angleichung“ bezeichnen wir die Überführung anorganischer niedermolekularer Substanzen in körpereigene höhermolekulare Stoffe). Erste fossile Reste anaerober Bakterien, die auch in der an freiem Sauerstoff armen oder von ihm freien Uratmosphäre existieren konnten, fanden sich in den Sedimenten der etwa 3,5 Milliarden Jahre alten präkambrischen Formationen Südafrikas und Grönlands. Im engeren Sinne chemolithotrophe Bakterien können noch bis heute ohne elementaren Sauerstoff auskommen.

Der Sauerstoff bekommt seine besondere Rolle im Stoffwechsel erst bei Lebewesen, die sich von abgestorbenen oder noch lebendigen Organismen ernähren, deren Lebensstoffe durch Oxidation (diese wiederum ermöglicht durch Atmung) erschlossen und zur Energiegewinnung genutzt werden. Es mag aber auch schon sehr früh aerobe Bakterien gegeben haben, welche die für ihren Stoffwechsel nötige Energie und die lebenswichtigen molekularen Bausteine unter Verbrauch von im Wasser gelöstem Sauerstoff, also in einer ersten Form der Atmung, durch die Oxidation organischer Stoffe abgestorbener Organismen gewonnen hatten. Und deren Reste gab es schon immer in großer Menge, im Einzelnen bedingt durch Minderung oder Ausbleiben der Nahrungsgrundlagen, durch Verfrachtung in ein andersartiges Biotop, durch erhebliche Temperaturschwankungen, durch chemische Einflüsse etc. Ganz allgemein kann festgestellt werden: Alles Lebendige ist individuell vergänglich. Wo es Leben gibt, gibt es auch ein Vergehen und Absterben des Lebens, oft auch massenhaft. Schon bei den ersten bakteriellen Einzellern kam es dazu, dass sich die **Reste abgestorbener Organismen** schon mechanisch und chemisch weiter zersetzten. In Gewässern verteilen sich solche kleinsten

Überreste von abgestorbenen Organismen (ggf. auch deren Ausscheidungen) als Schwebstoffe, die langsam absinken und sich als Detritus am Grunde von Senken ansammeln. Der Fachbegriff „Detritus“ stammt aus dem Lateinischen und bedeutet wörtlich „Zerriebenes“, also feines und dadurch schwebfähiges organisches Material. Der Detritus kann anderen Organismen, den Saprobionten („Fäulnisbewohnern“), als Nahrung dienen. Sie tragen damit selber zur weiteren Zersetzung, zur Fäulnis oder Verwesung toter Organismen bei und nutzen die aus dem Abbau von solch toter Biomasse stammenden organischen Verbindungen als Kohlenstoff- und Energiequelle für ihr eigenes Wachstum und ihre eigene Vermehrung. Als Nebeneffekt setzen die Saprobionten durch ihre Abbautätigkeit die für sie selbst nicht verwertbaren Elemente der toten Biomasse frei, so etwa den Kohlenstoff in Form von Kohlendioxid.

Fast vom Anfang der biologischen Evolution an ist die Tätigkeit von Saprobionten, insbesondere von mikrobiellen Saprobien (Bakterien, Cyanobakterien, niederen Algen und niederen Pilzen), für die globalen Stoffkreisläufe in der Natur und damit für die Kontinuität des Lebens auf unserer Erde, im Meer und auf dem Land, von wesentlicher, ja entscheidender Bedeutung. Es bleibt nichts übrig: nach dem Absterben eines Organismus werden seine Überreste für die Erhaltung anderen Lebens genutzt, übrigens auch unsere menschlichen Überreste nach der Erdbestattung. Unzählige Kleinlebewesen können gut davon leben. Die Feuerbestattung hinterlässt den anderen Lebewesen dagegen nur unsere Asche, also von organischen Molekülen freie Mineralien. Aber auch diese können wieder in den Kreislauf der Natur eintreten und neu verwertet werden. Und das ist auch gut so.

Die in der Evolution schon früh einsetzende Ernährungsweise der Saprobionten gibt zu denken: Wenn es schon lange vor dem Aufkommen der außermeerischen, landgebundenen Pflanzen und der von ihnen sich ernährenden Landtiere primitive Organismen gab, die von – wenn auch schon toten – Organismen und deren organischen Substanzen lebten (also diese nicht selber synthetisierten), dann gab es insofern schon „Tiere“ (sich heterotroph ernärende Organismen) schon vor dem Aufkommen der Landpflanzen. Die saprobiontische Lebensweise hat im Verlauf der Evolution des Lebens viele neue Nahrungsquellen nutzen gelernt, und fast könnte man auch die Aas fressenden Geier und Hyänen dazu rechnen. Bestimmte Fliegenmaden ernähren sich vom nekrotischen Gewebe an Wunden und können diese damit sogar reinigen, in Konkurrenz mit Parasiten, die Wunden infizieren und den Organismus an Wundbrand sterben lassen.

5.4.2. Die Endosymbionten-Hypothese

Während Bakterien ihre Nahrung in der Regel durch Diffusion von wasserlöslichen Stoffen durch ihre Zellmembran aufnehmen, gab es unter den mit einem echten Zellkern versehenen Eukaryonten schon relativ früh in der Stammesgeschichte auch solche, die kleine Nahrungsbrocken, etwa andere Bakterien, in toto in sich aufnehmen, nämlich durch eine mundartige Einstülpung der Zellwand in sich herein schlucken konnten, so dass man von einer allerfrühesten „oralen“ Wurzel der Aggressivität sprechen könnte. Man nimmt an, dass es solchen Organismen schon in einer frühen Phase der Evolution gelang, aerobe Bakterien nicht einfach zu verdauen, sondern sie, durch eine eigene Membran vor Verdauung geschützt, endosymbiontisch zu bewahren und fortan für den eigenen Stoffwechsel zu nutzen. Fast alle eukaryontischen Organismen, von primitiven Einzellern bis zum Menschen, können organische Substanzen besonders wirkungsvoll mit Hilfe von Zell-Organellen (Mitochondrien) verwerten (oxidieren → verdauen), die von ihren stammesgeschichtlichen Ahnen schon vor Äonen, als diese Organellen noch aerobe Bakterien waren, als

Endosymbionten aufgenommen worden waren. Dass die Mitochondrien, die in allen eukaryontischen Zellen vorkommen, ursprünglich aerobe Bakterien waren, für diese Endosymbionten-Hypothese spricht, dass die Mitochondrien eine im Unterschied zur ihrer „Wirtszelle“ eigene DNS (**D**esoxyribonukleinsäure, der Träger der genetischen Information und Initiator von Ernährungs-, Wachstums- und Vermehrungs-Prozessen) enthalten, sich in der Zelle eigenständig durch Teilung vermehren, selbst Proteine synthetisieren und vor allem wichtig für die Atmung und Energieversorgung („Kraftwerke der Zelle“) sind. Der Aufbau dieser Zellorganellen ist dem von rezenten Bakterien ähnlicher als dem des Zytoplasmas ihrer „Wirtszelle“. Nach der endosymbiotischen Einverleibung solcher Bakterien, die Sauerstoff zur Oxidation (Verdauung) toter Reststoffe von Organismen nutzen konnten, und die dann zu Mitochondrien wurden, konnten Eukaryonten unter Nutzung des schon im Wasser enthaltenen Sauerstoffs selber auch noch lebende Mikroben verdauen. Außerdem konnten einige von ihnen, die Algen und späteren Pflanzen, Bakterien vom Blaualgentyp als weitere Endosymbionten aufnehmen, nämlich als Chloroplasten, und diese selber zur Photosynthese nutzen.

Die bakterienähnlichen **Blaualgen**, die im Evolutionsprozess wohl auch schon sehr früh aufgetreten sind, konnten erstmals Lichtstrahlen der Sonne als Energielieferant zur Biosynthese nutzen. Mit der vom Chlorophyll geleisteten Nutzung der Energie des Sonnenlichts wurde bei den Blaualgen erstmals die Photosynthese organischer Moleküle möglich. Blaualgen (und nach ihnen auch Algen und höhere Pflanzen) verfügen im Unterschied zu den Archaeobakterien und anderen Bakterien über eine in seltsam komplizierter Symmetrie biosynthetisch aufgebaute Substanz, das Chlorophyll, mit dessen Einschaltung die fundamentale Stoffwechselfunktion der **Photosynthese** ermöglicht wurde. Das Chlorophyll (ähnlich auch seine verschiedenen Varianten) absorbiert Lichtenergie der Sonne, die es in chemische Energie zur Synthese der anorganischen Ausgangsmoleküle CO_2 (Kohlendioxid) und H_2O (Wasser) zu Kohlenhydraten wie Glukose (auch in Form von Stärke und Cellulose) umsetzt. Diese werden zunächst in den Chloroplasten gespeichert, um später die chemische Energie für weitere Stoffwechselprozesse zu liefern. Die durch das Chlorophyll geleistete Photosynthese hat eine Schlüsselfunktion für die Kohlendioxid-Assimilation der Algen und grünen Pflanzen. In diesem Prozess wird molekularer Sauerstoff O_2 freigesetzt, der z. T. im Wasser gelöst bleibt und auch darüber hinaus in großem Umfang zur Bildung der Lufthülle unserer Erde beigetragen hat. Schon die Blaualgen haben entscheidend zur Bildung einer erstmals sauerstoffhaltigen Atmosphäre beigetragen. Wegen ihrer Abhängigkeit vom Luftsauerstoff können alle Landlebewesen phylogenetisch erst nach den Blaualgen erschienen sein. Auch wir Menschen verdanken den Blaualgen und den Pflanzen den lebensnotwendigen Sauerstoff der uns umgebenden und von uns eingeatmeten Luft.

Nach der Endosymbionten-Hypothese sind die Eukaryonten, also Organismen, die im Unterschied zu Archaeobakterien, Bakterien und Blaualgen einen echten Zellkern und membranumgrenzte Organellen (Mitochondrien, Chloroplasten) haben, aus einem symbiotischen Zusammenschluss einfacherer Ursprungsorganismen hervorgegangen. Die gleiche Endosymbionten-Hypothese, die wir schon zur Erklärung des Ursprungs der Mitochondrien herangezogen hatten, kann auch den der **Chloroplasten** in den Pflanzen verständlich machen. So sollen im Laufe der Evolution Bakterien, die vom Abbau organischer Moleküle etwa von abgestorbenen Organismen durch Gärung leben, Blaualgen symbiotisch aufgenommen haben, die dann zu ihren Chloroplasten wurden und innerhalb ihrer Wirtszellen weiterhin der Photosynthese dienen. Wie bei den Mitochondrien gelang es, artfremdes Leben sich einzuverleiben, ohne es zu verdauen und damit zu vernichten. Statt dessen konnte es sich im „Wirt“ weiter vermehren und dadurch von ihm für seinen Stoffwechsel verwendet werden. Erst durch die Einverleibung von Blaualgen und ihre Umwandlung zu Chloroplasten konnten

die späteren Algen und Pflanzen mit Hilfe des selbstproduzierten Chlorophylls das Sonnenlicht (die Energie absorbierter Photonen) nutzen, um ihre Körpersubstanz aus unbelebtem, anorganischem Material aufzubauen und sich damit **autotroph** zu ernähren: sie nutzen seitdem anorganische Stoffe wie Wasser, gasförmiges Kohlendioxid und verschiedene in Wasser aufgelöste Mineralsalze zum Aufbau ihres Organismus und zur Vermehrung. Damit bilden Pflanzen die Existenzvoraussetzung für die heterotrophen (sich von anderem Leben ernährenden) Tiere und die Menschen, auch für einige heterotrophe (chlorophyllfreie) Pflanzen, Pilze und Bakterien, die alle ihre Körpersubstanz nur aus organischen, letztlich von Pflanzen aufgebauten Nährstoffen bilden können. Erst die Assimilation des Kohlenstoffs liefert die für heterotrophe Organismen lebensnotwendigen energiereichen Kohlenhydratverbindungen.

Nun könnten wir fragen: War solche Einverleibung und anschließende Nutzung von Kompetenzen eines Organismus für sich selbst schon eine erste Form der Aggression? Ich meine nein, denn beide Partner, die Wirtszelle **und** ihr Endosymbiont, profitierten von ihrer Vereinigung. Ähnlich könnten wir fragen: Können die daraus entwickelten Pflanzen, die in der Regel sesshaft, am Ort des Keimens eingewurzelt sind und keine Beute verfolgen, sie töten, zerkleinern und verschlucken können, dennoch „aggressiv“ sein? Bis auf wenige Ausnahmen suchen sie nicht die Nähe anderer Pflanzen, sondern streben zumindest in ihrer Wachstumsrichtung und weiteren Ausbreitung von ihnen weg: die grünen Triebe streben zum Licht, die Wurzeln zum Wasser, und sie sind darauf eingerichtet, durch adaptives Wachstum ihrer Triebe (Stamm, Äste, Zweige, Blätter) und Wurzeln noch irgendwelche freien Stellen im Erdreich und Lücken im Blätterdach zu finden, wo ihnen keine anderen Pflanzen die Nährstoffe und das Licht streitig machen können. Bei dieser eigenen Wachstumstendenz können sie sehr wohl anderen Pflanzen das Licht wegnehmen und das Wasser abgraben. Aber „beabsichtigen“ sie das Kümern oder den Tod der anderen Pflanze? In der Regel nicht; sie nehmen einen solchen Effekt eher ganz unbekümmert in Kauf, um es mit einer juristischen Begrifflichkeit auszudrücken, die hier natürlich nur analogisch gemeint sein kann. Wenn man Pflanzen überhaupt eine Tendenz zuschreiben will, ist diese keine feindliche, die Vernichtung anderer Lebens intendierend, sondern eine schlicht egoistische, das eigene Überleben sichernd. Die Schädigung anderer Pflanzen ist eine bloße Folge davon, und keineswegs ein Ziel oder Zweck des eigenen Wachstums.

5.4.3. Weitere biologische „Erfindungen“

Eine weitere Errungenschaft war die Entwicklung in Richtung auf Zellverbände und schließlich vielzellige und immer komplexer organisierte Lebewesen, verbunden mit der „Erfindung“ von jeweils neuen Organsystemen, zwischen denen eine Arbeitsteilung aufkam, die sich dann so bewähren konnte, dass es zu einer Massenausbreitung der Vielzeller kam. Eine weitere eminent wichtige Entwicklung führte zur Differenzierung in weibliche und männliche Geschlechtszellen, deren Vereinigung zu einem ggf. leicht veränderten Genbestand des neuen Organismus führen kann, welcher neue Anpassungen möglich macht. Diese Vereinigung zweier zuvor unabhängiger Zellen ist schon selber ein wahres Wunder, denn man kann doch fragen, warum das in die weibliche Eizelle eindringende männliche Spermium von ihr nicht einfach verdaut wird. Das wird verständlicher, wenn man diesen Vorgang mit den weiter oben besprochenen Endosymbiosen vergleicht, in denen ja auch eine zuvor fremde und unabhängige Zelle von einer anderen Zelle aufgenommen wurde, ohne von dieser verdaut oder von vornherein ausgeschieden zu werden. Die Vereinigung der Geschlechtszellen ist der eigentliche Kern der „Sexualität“, nämlich der Zweigeschlechtlichkeit, in der die noch primitiveren Organismen, welche ihre weiblichen oder männlichen Geschlechtszellen ins

umgebende Wasser ausströmen lassen, zunächst noch nicht selber im engeren Sinne „sexuell“, also mit der Vereinigung ihrer Genitalien zur inneren Befruchtung, aktiv werden. Es genügt zunächst das mehr oder weniger zufällige, immerhin von chemischen Reizen gesteuerte Zusammentreffen solcher Zellen im gleichen Kleinbiotop, um in wenigen „Treffern“ die biologisch so wertvolle, weil adaptive Rekombination auch von einzelnen leicht differenten Genen zu ermöglichen. Wenn dagegen ein solches Zusammentreffen der Keimzellen durch weitere „Erfindungen“ bis zur inneren Befruchtung besser gesichert und optimiert wird, können auch die dabei beteiligten weiblichen und männlichen Organismen aktiv zum Vermehrungserfolg beitragen und schließlich sogar mit einer „Lustprämie“ dafür belohnt werden. Das kann richtig gut tun!

Eine weitere „Erfindung“ war die heterotrophe Ernährung der Tiere, nämlich durch Verzehr von Pflanzen, unterstützt durch Möglichkeiten einer zielorientierten Fortbewegung (um nämlich weitere Pflanzen zu erreichen), bewegungstechnisch am besten realisiert durch bilateral ansetzende Gliedmaßen und ihr Zusammenwirken bis zum Erreichen hoher Geschwindigkeiten. Nach jeder solchen „Erfindung“ ist der Effekt im Prinzip der Gleiche: jede neue Errungenschaft trägt zur mehr oder weniger explosiven Ausbreitung ihrer Lebensformen bei. Dabei können sich neue Spezialisierungen ausbilden (→ Radiation) und weitere Nischen ausfüllen. Insgesamt aber kann man zwei unterschiedliche, ja fast entgegengesetzte Strategien des biologischen Überlebens der Arten unterscheiden:

Die eine, stammesgeschichtlich ältere, setzt auf die **Quantität**: auf in schneller Folge massenhaft produzierte Nachkommen. Sie nimmt dabei alle möglichen negativen Zufälle des frühen Sterbens und Sichnichtmehrvermehrens einer Mehrzahl der Nachkommen in Kauf, und verlässt sich auf die wenigen positiven Zufälle, etwa dass einige der geteilten Zellen sich dennoch ernähren und dann wieder teilen konnten, oder dass bei geschlechtlicher Vermehrung zumindest einige Keimzellen sich vereinigen können und einige befruchtete Eizellen sich weiterentwickeln können bis zur Geschlechtsreife eines weiblichen oder männlichen Organismus, und einige davon einen Geschlechtspartner zum gemeinsamen Ablaichen oder zur Begattung und inneren Befruchtung finden, und daraus wieder neues Leben entstehen kann. Immer wieder gelingt das zufällig, aber bei der großen Gesamtzahl eben häufig genug, um die Art zu erhalten (sonst gäbe es sie ja schon längst nicht mehr!).

Die andere, stammesgeschichtlich jüngere Strategie setzt auf die **Qualität**: auf gut entwickelte Fähigkeiten der meisten Individuen einer Art zur Selbsterhaltung mindestens bis zur Geschlechtsreife, auf die durch Balzverhalten und Paarungsvorspiele gesicherte Paarbildung, auf eine an die innere Befruchtung anschließende lange Zeit der intrauterinen Ernährung und Reifung der Frucht bis zur Geburt, auf die Sicherung der wenigen oder sogar des einzigen Neugeborenen durch intensive Brutpflege (Hudern und Atzen bei den Vögeln; bzw. Bergen, Stillen und Saugen bei den Säugetieren), und darauf folgend eine in der Stammesentwicklung immer länger werdende Zeit einer durch die Eltern geschützten Kindheit bis zur Geschlechtsreife ihrer Nachkommen und sogar darüber hinaus. Es gibt auch schon auf vormenschlichem Entwicklungsniveau so etwas wie Freiheit als das Vermögen, das gesamte Potential an Verhaltensweisen aktualisieren zu können, die einem Organismus eigentümlich sind. Beide Strategien, die auf Quantität zielende und die auf Qualität setzende, dienen aber schließlich und endlich dem gleichen Zweck, der Erhaltung und Vermehrung des Genoms. Es geht (biologisch!) letztendlich um die Selbstoptimierung der Fähigkeit, das eigene Leben und das seiner genetisch Verwandten zu erhalten und vor allem weiter zu geben, und keineswegs primär um die Niederlage oder den Tod von irgendeinem Gegner oder gar Feind. Der Tod der Nahrungskonkurrenten oder der Beute an zu fressenden Pflanzen oder Tieren wird eher, menschlich-juristisch ausgedrückt, billigend in Kauf genommen.

Insgesamt kann als **Zwischenergebnis** festgehalten werden: ohne dieses in letzten Abschnitten beschriebene, schon über mehrere Milliarden Jahre der biologischen Evolution währende Ansammeln und in sich Einverleiben, ohne Ernährung und Vermehrung, ohne symbiotische bis parasitäre Indienstnahme anderen Lebens für den eigenen Organismus, ohne Fressen und Gefressenwerden wäre es gar nicht erst zur Menschwerdung gekommen! Schon in den verschiedenen bisher diskutierten Arten von Endobiose (die Mitochondrien, die Chloroplasten, die in die Eizelle eingedrungene Geschlechtszelle betreffend), ging es nicht, wie in menschlichen Null-Summen-Spielen, um den Sieg des einen, dem das Ausmaß der Niederlage des anderen entspricht, und noch verschärft: wo das Überleben des einen den Tod des anderen voraussetzt und anzielt. Auch in anderen Symbioseformen können zwei artverschiedene Organismen als Symbiosepartner einen je eigenen Nutzen aus ihrem Zusammenleben und -wirken haben. So profitieren Raubfische von ihren Putzerfischen und vice versa, und ganz augenscheinlich profitiert auch der Einsiedlerkrebs vom Schutz durch die auf seinem jeweiligen Schneckengehäuse wachsenden Seeanemonen, und diese profitieren wiederum symbiotisch von den von ihm hinterlassenen Nahrungsresten. Wenn der Einsiedlerkrebs im Verlauf seines Wachstums ein größeres Schneckengehäuse benötigt und dann umzieht, so überträgt er „seine“ Seeanemonen“ auf diese neue Behausung. Haben sich da zwei Altruisten gefunden? Es sind eher zwei Egoisten, die auf diese Weise ganz gut miteinander auskommen. Das lässt sich sogar verallgemeinern. Denn was wäre ein Hund ohne seinen Menschen? A lonely wolf! Symbiosen passen offenbar nicht in das ohnehin schon falsche Bild vom „Kampf ums Dasein“, sondern bestätigen weiterhin das „survival of the fittest“, nur dass hier „the fittest“ als grammatischer Plural und faktischer Dual zu verstehen ist, da es im Falle der Symbiose um die beiderseitigen Selektionsvorteile von zwei aneinander angepassten artverschiedenen Lebewesen geht. Symbiosen gibt es auch zwischen artverschiedenen Pflanzen: verschiedene Waldpilze leben in enger Symbiose mit je spezifischen Arten von Waldbäumen, über deren Wurzelsystem vermittelt (Mykorrhiza), und liefern dem Baum Wasser und Mineralsalze, während sie von ihm mit Kohlenhydraten versorgt werden.

Von der gegenseitigen faktischen Unterstützung der Symbionten über die konfliktfrei Verwertung gemeinsamer Lebensmöglichkeiten und über die einseitige Ausnutzung des einen Organismus durch den anderen bis zum offensichtlich für seinen Wirt schädlichen Parasiten gibt es fließende Übergänge. Unter Parasiten (das deutsche Wort „Schmarotzer“ bringt den Abscheu und Ekel vor ihnen noch deutlicher zum Ausdruck) versteht man Lebewesen, die aus ihrem Zusammensein mit ihren Wirten einseitig Nutzen ziehen. Der Schaden, der dabei dem Wirt entsteht, bleibt in der Regel begrenzt, so dass ein beiderseitiges Überleben und Zusammenleben gewährleistet bleibt. Es gibt auch parasitierende Pflanzen wie die Mistel, die das saftführende Leitungssystem unter der Baumrinde anzapft, und die Sommerwurzgewächse, die auf den Wurzeln grüner Pflanzen parasitieren und daher selber kein Blattgrün zu bilden brauchen.

Obligate Parasiten sind nur mit ihren Wirten zusammen lebensfähig. Es gibt Parasiten, die sich in ihrem ggf. stark vereinfachten Körperbau extrem an ihren spezifischen Wirt angepasst haben und beispielsweise ihre eigenen Sinnesorgane und Fortbewegungsorgane, sowie die Mundwerkzeuge und den Verdauungsapparat, weitgehend zurückgebildet haben. Zwar würden derart eng angepasste Parasiten, die sich ausschließlich von anderen Lebewesen ernähren, ihre eigene Lebensgrundlage zerstören, wenn sie dabei ihren Wirt vernichten, denn sie bräuchten ihn ja weiterhin, um ihn für sich zu nutzen. Sie könnten aber die Krankheit und den Tod ihres Wirts auch nutzen, wenn sie durch eine vorherige Ansteckung (Übertragung

ihrer Keimzellen) ihre weitere Ausbreitung sichergestellt haben, wie bei den Erregern von Infektionskrankheiten.

Vom eigentlichen Parasitismus abzuheben ist die heterotrophe Ernährung der Tiere (und unter ihnen der Menschen). Sie macht die Einverleibung anderen Lebens notwendig. Schon dazu haben Tiere Mundorgane und Kauwerkzeuge, scharfe und harte Zähne zum Zerkleinern der Nahrung, um sie schluckfähig zu machen. Es ist biologisch völlig naheliegend, die Tiere nach ihrer vorwiegenden Ernährungsweise zu unterscheiden, denn Pflanzenfresser haben viele Gemeinsamkeiten, in denen sie sich von Tierfressern („Raubtieren“) unterscheiden. Die Pflanzenfresser unter den Tieren leben zwar von anderen Lebewesen, indem sie diese verzehren und dabei zumindest schädigen, meist sogar töten und dezimieren, aber sie sind nur in einem sehr weiten Sinne deren Parasiten, nämlich nicht in einem parasitären Direktverhältnis zwischen einem Tier und seiner Pflanze, sondern eher in einem statistischen Sinne: viele Weidetiere könnten, wenn sie keine Möglichkeit zum Weiterwandern haben, eine Wiesenniederung oder Steppe bis auf die Wurzel, ja bis zu Verwüstung abweiden (Ziegen und ihre Menschen können so etwas bis zur Verkarstung ehemaliger Waldgebiete schaffen), aber stattdessen sind sie, wenn sie durch keine Zäune daran gehindert werden, immer auf der Suche nach ungeschädigten oder neu austreibenden Weidegründen, so dass sich die jeweiligen Schäden in Grenzen halten, zumal ja auch die Weidetiere durch Raubtiere dezimiert werden können.

Die pflanzenfressenden Tiere konnten selber zur Beute von tierfressenden Raubtieren werden, welche als Einzeljäger ihren Beutetieren auflauern oder sie verfolgen, oder auch in Jagdmeuten in größere Herden von Weidetieren einbrechen und zumindest Jungtiere oder kranke Tiere erlegen können. Der Löwe ist aber seiner Beute, den Weidetieren der Steppe, keineswegs böse, im Gegenteil, er liebt Zebras und Gnus, er hat sie zum Fressen gern. Als eindeutiger aggressiv verglichen mit der diffusen Schädigung von Pflanzen durch Weidetiere wirkt auf uns die meist völlige und endgültige Tötung des Beutetiers durch die ausschließlich Fleisch fressenden Raubtiere. Dazu muss ein größeres Beutetier zerkleinert werden, und das kann der Jäger gefahrloser, wenn es sich nicht mehr wehrt, weil es tot ist. Raubtiere haben daher Methoden der Schnelltötung entwickelt: den Biss in die Gurgel, um die Luft- und Blutversorgung zum Gehirn der Beute zu unterbrechen, oder den Nackenbiss, um mit der Halswirbelsäule auch das zwischen Gehirn und peripheren Nerven vermittelnde Rückenmark zu zerreißen. Mit solchen Methoden können marderartige Tiere in einem Geflügelstall ein wirkliches Blutbad anrichten und viel mehr Beutetiere töten, als sie dann selber auffressen können. Aus Mordlust? Die überschießende Aggressivität dieser Tiere ist wohl eher ein Artefakt, also etwas Zivilisationsbedingtes, denn in der freien Natur gibt es keine mit Hühnern vollbesetzten Stangen oder Käfige. Dort sind Beutetiere viel seltener anzutreffen und es ist viel „Mordlust“ nötig, um überhaupt an Beutetiere heranzukommen und die eigene Ernährung zu sichern.

Ähnlich wie Parasiten und ihre Wirte spielen sich auch Raubtiere und ihre Beutetiere in ihren mehr oder weniger schwankenden Mengenverhältnissen aufeinander ein, denn Raubtiere, die alle ihre Beutetiere im weiten Umkreis gefressen haben, so dass diese keine Nachkommen mehr bekommen können, würden ohne ihre Beutetiere ihre Nahrungsquelle verlieren und verhungern. Menschen haben eine solche Vernichtung von Beutetieren, nämlich der nordamerikanischen Bisons, fast schon einmal geschafft. Inzwischen gibt es wieder größere Bestände. Es ist also biologisch auch für das Raubtier sinnvoll, wenn sich ein Gleichgewicht einspielt, in dem der Räuber genügend Beute machen, die Beutetiere jedoch nachwachsen können. Sogar die Beutetiere profitieren davon, wenn der Räuber eher die Schwächeren und Kränkeren zu seiner Nahrung macht, weil dadurch die Gesünderen und Stärkeren einen

Selektionsvorteil erhalten. Von einem „Kampf“ ums Dasein, um Sieg oder Niederlage, um Leben und Tod etwa zwischen Raubtieren kann somit keine Rede sein. Ein Vernichtungskrieg gegen andere Konkurrenten würde die Raubtiere nur davon abhalten, sich ausreichend von Beutetieren zu ernähren und sich um den eigenen Nachwuchs zu kümmern. Eine solche Fehlinterpretation der Darwinschen Evolutionstheorie als „Kampf ums Dasein“ haben erst die Nazis zur eigenen Ideologie gemacht.

5.4.4. Tierische Waffen

Die Sonderstellung des Menschen ist nicht nur an seinem relativ großen Gehirn zu erkennen, sondern auch an seinem Gebiss: es hat weder scharfe Eck- und Reißzähne wie das der Raubtiere, noch große profilierte Mahlzähne wie das der Pflanzenfresser. Unsere Zähne sind besonders zum Kauen zarter, gehaltreicher, frischer Nahrung geeignet, es sind die Zähne von Leckerschmeckern.

Das **Gebiss** der Tiere, ursprünglich zur Nahrungszerkleinerung entwickelt, hat sich im Verlauf der Stammesgeschichte mehrfach zu einem Allzweckgerät weiterentwickelt. Statt die Nahrung (Gräser und Blätter) nur zu rupfen, Nüsse und Schalentiere zu knacken oder Haut und Muskelfleisch zu zerschneiden, konnte das Gebiss bei spezialisierten Raubtieren auch zum Ergreifen und Töten von Beutetieren benutzt werden, auch zur Selbstverteidigung gegen größere Räuber und zum Angriff gegen Nahrungs- oder Sexualkonkurrenten. Die Zähne mancher Raubtiere arbeiten dabei eng mit ihren Krallen zusammen, bei den Katzenartigen sind diese sogar einziehbar, um sie nicht durch Erdberührung beim Laufen abzuwetzen und stumpf werden zu lassen. Es sind die gleichen Leistungsziele und Funktionen, die über Mutation und Selektion ähnliche biologische Lösungen des Problems haben zustande kommen lassen: auch die Krallen und Schnäbel der Raubvögel sind scharf, haben einem Krummdolch ähnliche Formen und dienen dadurch sowohl dem Ergreifen als auch dem Zerreißen, Zerschneiden und Zerhacken, auch dem Drohen gegenüber Fressfeinden und auch innerartlich gegenüber Konkurrenten um ein Revier, um schon erlegte Beute und um den unbehinderten Zugang zu den Weibchen einer Gruppe.

So sind unter Tieren im allgemeinen, unter Wirbeltieren im Besonderen, und auch unter den Primaten, unseren nächsten Verwandten, die Männchen in Durchschnitt meist größer und aggressiver als die Weibchen. Immerhin müssen sie es schaffen, auch gegen eine Konkurrenz ein weibliches Individuum zu stellen und zu begatten, mit manchmal recht groben Methoden der Annäherung und Selbstdurchsetzung. Es gibt Ausnahmen speziell unter einzeln lebenden Raubtieren, wo die Weibchen schon zum Schutz ihrer Jungtiere über ein höheres Aggressionspotential verfügen müssen. Aber in der Mehrzahl der in Gruppen bzw. Herden zusammenlebenden Tiere sind es eher die Männchen, welche über Waffen (Geweih, Hörner, dolchartige Zähne etc.) verfügen, und sie sind dann auch meist größer, dominanter, streitlustiger und kämpferischer.

Das Drohen als Komponente des Revier- und Rangverhaltens spielt bei unseren äffischen Verwandten und wohl auch Vorfahren eine große Rolle. Schon Jungtiere „spielen“ Rangkämpfe unter Einsatz auch von Drohverhalten, allerdings ganz ohne Blutvergießen, da der aktuell Unterlegene durch eine „Demutsgebärde“ den Sieger zum Aussetzen weitergehender Aggressionen bewegen kann. Der ranghohe Pascha fletscht schon dann die Zähne und sträubt die Nackenhaare, wenn ein ihm unterlegenes Männchen sich ihm „respektlos“ nähert oder auch nur die Reviergrenze überschreitet, und damit den Anschein weckt, dem Pascha seine Weibchen streitig zu machen. In diesem Falle scheint nicht nur bei

Menschen, sondern auch bei Tieren zu gelten: der Kleinere ist der Aggressor und muss daher gehörig abgestraft und jedenfalls vertrieben werden. Der Mächtige dagegen verteidigt bloß seine berechtigten Interessen. Es gibt Industrie- und Wirtschaftsbosse, auch Politiker, denen man, wenn sie lächelnd die Zähne zeigen, solche altbewährte Verwendung der Zähne noch ansehen kann. Dass dagegen das offene Lachen der Kinder und freundliche Lächeln der Frauen auf uns so unaggressiv, ja sogar attraktiv wirkt, ist bemerkenswert: es ist vielleicht durch die Einbettung von gleichmäßig nebeneinander gereihten Zähnen, schön wie Perlenketten, in ein ansonsten pausbäckig harmloses oder mit schön geschwungenen Lippen weiblich ansprechendes Gesicht zu verstehen. Aber das Zähnefletschen als Drohgebärde ist die ältere Verwendung: da werden Zähne gezeigt, um den Gegner auch ohne Kampf in die Flucht zu schlagen.

Auch auf solche Weise hat die ursprünglich orale, der Ernährung dienende Aggressivität eine relative Selbständigkeit erlangt und schließlich sogar im innerartlichen Kontext neue Aufgaben der Existenzsicherung bekommen. Sie kann dann zu den **Gefahrstriebe** gerechnet werden, unter denen eine erste Variante als **Wachsamkeit** und ggf. gesteigerte Aufmerksamkeit schon vor dem Eintreten einer wirklichen Gefahr aufkommt und bei „Entwarnung“ in so etwas wie Neugier, Offenheit für Überraschungen und Interesse am Erforschen der Umwelt sublimiert werden kann. Eine zweite Variante setzt ein mit dem Erschrecken, steigert sich zur Angst und Panik, löst sich in der rettenden **Flucht** und bewahrt sich in Furcht, Vorsicht und Besorgnis. In einer deutlichen Polarisierung zu diesem defensiven Gefahrstriebeverhalten gibt es eine dritte Variante, nämlich die aggressiven Affekte und Verhaltensweisen: noch nahe zur unbeherrschbaren Fress-Gier ist die aufflammende Wut, die sehr schnell zum **Angriff** übergehen kann, zunächst verhaltener ist der Zorn des Mächtigen, der sich aber gewalttätig entladen kann, dann auch ein sich ansammelnder Ärger und Verdruss, und vor allem beim Menschen gibt es die Verachtung und den Hass, in denen negative Gefühle über lange Zeiten festgehalten und gesteigert werden können. Der Hass ist gekennzeichnet durch das besonders hohe Ausmaß, die schwer beeinflussbare Hartnäckigkeit und die starke Einengung auf ein ganz bestimmtes Objekt der negativen Gefühle und Einstellungen und durch die Intensität, in der dieser Affekt zu extremen Aggressionen gegen andere Menschen motiviert. Der Hass kann das ganze Bewusstsein eines Menschen ausfüllen, so dass er „blind vor Hass ist“, „blindwütig zuschlägt“, „außer sich vor Wut und Hass ist“.

Je nach Gefahrenlage können Wachsamkeit, Flucht und Angriff schnell ineinander übergehen, und ohne Fluchtmöglichkeit in die Ecke gedrängt können auch die normalerweise flüchtenden Tiere zum plötzlichen Angriff übergehen („the cornered rat“), während die ansonsten im Hungerzustand angriffslustigen Wölfe sich gegenüber dem bewaffneten Menschen auf Kontaktvermeidung und ggf. schnelle Flucht eingerichtet haben. Schon im Bereich des Gefahrstriebeverhaltens gibt es demnach verschiedene qualitative und quantitative Varianten, und diese stehen außerdem in Konkurrenz zu den davon unabhängigen Antrieben von Hunger und Durst, Sexualität und Mütterlichkeit, Müdigkeit und Wachheit, etc. Die derart verschiedenen Antriebe der höheren Tiere, gleichermaßen auch „Die Emotionen des Menschen“, so der Titel eines lesenswerten Buches von C. E. Izard (Beltz, Weinheim, 1999), können je für sich und in ihrem Zusammenwirken analysiert werden. Dagegen können monistische oder dualistische Triebtheorien, wie die von Sigmund Freud über den Gegensatz von Libido und Todestrieb, der tatsächlichen Pluralität der Antriebe gar nicht gerecht werden.

5.5. Aggressivität von Menschen

5.5.1. Biologische Relikte im Aggressionsverhalten der Menschen

Das „survival of the fittest“ galt und gilt noch bis heute auch für Menschen. Nach der von den Nazis praktizierten ideologischen Fehlinterpretation und dem politischen Missbrauch biologischer Theorien war es jedoch nur allzu verständlich, dass es zu einem generellen Verdikt gegen jeden Versuch einer biologischen Begründung bestimmter Aspekte menschlichen Verhaltens kam. Auch jeder ernsthafte und wissenschaftlich solide Versuch in dieser Richtung wurde als „biologistisch“ oder gar „faschistoid“ abgetan. Das kann wohl auch erklären, weshalb die eindeutig auf Ethologie (Tierpsychologie) rekurrierenden Überlegungen von Elias Canetti in seinem philosophischen Hauptwerk „Masse und Macht“ (Fischer-TB, Frankfurt/M., 1980) von der universitären Anthropologie kaum zur Kenntnis genommen wurden, und dies trotz des Umstands, dass der Autor als sephardischer Jude kaum des Nazitums oder Faschismus verdächtigt werden konnte. Hinzu kam, dass Canetti eine solche biologische Grundlage zu einer entschiedenen Kritik vor allem an den abrahamitischen Religionen und damit auch am Judentum genutzt hatte, mit vielen Ansätzen zur besseren Erklärung sozialpsychologischer, religionspsychologischer und psychopathologischer Phänomene, und dies alles in einer klar verständlichen Sprache. Ich selber habe von seinen Anregungen in vielen Hinsichten profitiert. Erst in neuerer Zeit sind seine Anregungen, allerdings ohne ausdrücklichen Hinweis auf Canetti, weitergeführt worden, nämlich von dem Philosophen Peter Sloterdijk in seinem Buch „Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch“ (Suhrkamp, Frankfurt/M., 2006). Die Bücher von Canetti und Sloterdijk haben einige unübersehbare Gemeinsamkeiten: beide sind bio-psycho-politische Versuche, und darüber hinaus gibt es bei beiden Autoren die Verwendung ähnlicher, anderswo ungebräuchlicher Begriffe. Was bei Canetti die „Massenkristalle“ (S. 84 – 86) und die „Kriegsmeuten“ (S. 116 – 121) sind, das sind bei Sloterdijk die „Zornmassen“ (S. 96, S. 136), die „Zornkörperbildung“ (S. 195), die „Weltbank des Zorns“ (S. 221) und die „thymotisch mobilisierte Meute“ (S. 235). Die Annahme, dass Sloterdijk Ansätze von Canetti aufgegriffen hat, ohne diesen Autor zu nennen, ist schwer von der Hand zu weisen. Sloterdijk hat seinen Text weder mit Anmerkungen noch mit einem Personenregister bzw. Literaturverzeichnis versehen, so dass sein Buch nicht zur Klärung dieser Frage beitragen kann. Ich will aber keine böse Absicht unterstellen, denn ich habe schon bei mir selber das Phänomen der „Kryptomnesie“ feststellen können, nämlich die Produktion „eigener“ Einsichten, deren Herkunft aus dem von mir früher Gelesenen mir nicht mehr erinnerlich war. Jedenfalls geht es beiden Autoren um die Verführbarkeit von „Massen“, und das sind in Not befindliche Menschen, Arme, Hilflose, Unterdrückte, Ungebildete, Arbeitslose, fremdausgegrenzte bzw. sich selbst ausgrenzende Teilpopulationen, verführbar mit Unheilsankündigungen und Heilsverheißungen. Darüber habe ich an anderer Stelle meiner Website (7. Demokratie) ausführlich referiert. Doch zunächst noch zu den Anfängen solcher Entwicklungen.

Wir Menschen haben es mit dem Ausnutzen von Wasser (zunächst zum Trinken) und von Pflanzen und Tieren (zu unserer Ernährung) zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Ohne Pflanzen, also Lebewesen, oft sogar keimendes Leben wie Soja-Sprossen, könnten wir gar nicht leben, wir sind als Allesesser sogar schon biologisch auf den ergänzenden Verzehr tierischen Lebens eingerichtet. Als „Leckerschmecker“ bevorzugen wir junges und dadurch zartes Leben: zarte Pflanzentriebe, die noch nicht verholzt sind, wie frisch gestochener Spargel, Salate, Früchte (z. T. mit ihren Samen!), Nüsse (die ja selber Samen sind!), und zartes Fleisch von Jungtieren wie Kalb, Lamm und Spanferkel, auch als Jungschweinbraten, außerdem Geflügel (ein junges Hähnchen lieber als einen alten Hahn), Fische, Krebse und Meeresfrüchte, immer vom Feinsten. Man sollte wissen, dass die rein vegetarische Ernährung

keineswegs für Menschen natürlich ist, sondern eher eine kulturelle Späterfindung. Für Naturvölker ist Fleisch eine sehr willkommene Ergänzung zur Pflanzenkost. Und noch Jahwe hat offensichtlich die Erstlinge der Herden einem Sack Getreide vorgezogen.

Auf der Basis unseres biologischen Erbes haben zivilisatorische Errungenschaften sehr zur Erhaltung und Vermehrung der Menschheit beigetragen. Ich möchte das an einigen Beispielen verdeutlichen, und gehe dazu in die Zeit der frühen Jäger und Sammlerinnen zurück. Schon in den Anfängen menschlicher Kulturentwicklung gab es geschlechtsdifferente soziale Rollen, nämlich eine naturwüchsige Arbeitsteilung zwischen einerseits Jägern, die in kleinen Männergruppen Wildtieren auflauerten und sie erlegten, und andererseits Sammlerinnen, die mit ihren Kindern im näheren Umkreis vorwiegend pflanzliche Nahrung (Früchte, Nüsse, Triebe, Knollen etc.) pflückten, ausgruben und aufsammelten, aber auch Eier und Honig sowie Kleintiere zu ihrer Beute machten. Zwar trugen die Frauen als Nahrungssammlerinnen in der Regel das Meiste zum Lebensunterhalt der Familie und Gruppe bei, aber die von Männern (einzeln und in Gruppen) durchgeführte Jagd auf Wildtiere verhalf zu einer hochgeschätzten Ergänzung des Nahrungsangebots, wichtig auch in Hinsicht auf bestimmte Eiweißstoffe und Vitamine. Die rein vegetarische Ernährung ist erst viel später aufgekommen.

Zum Jagen gehört, das gejagte Wild zu töten, es auszunehmen, zu enthäuten, zu zerteilen. Wer kein Blut sehen konnte, war als Jäger ungeeignet. Zwar muss auch pflanzliches Leben zum Zweck der menschlichen Ernährung vernichtet werden – es wird ausgerupft, abgepflückt, zerkleinert, zerkaut und heruntergeschluckt, verdaut, als formloser Kot wieder ausgeschieden - aber da es sich (außer mit Dornen oder harten Schalen) kaum dagegen wehrt, ist keine größere Aggressivität erforderlich, um es zu sammeln und zu verzehren. Sogar kleine Kinder können schon Obst, z. B. Walderdbeeren und Himbeeren, selber pflücken und mit Genuss verzehren, ganz unaggressiv.

Wie bei den meisten Tierarten waren biologisch betrachtet auch unter den Menschen die Jungen und Männer meist größer, muskulöser, stärker, sie liefen schneller, sprangen höher und weiter und waren insgesamt körperlich aggressiver. Bis heute gelten nicht nur bei Olympiaden und Weltmeisterschaften, sondern bis in die Maße der Konfektionskleidung und der Schuhgrößen für Männer andere Normen als für Frauen. Die Frauen sind dafür attraktiver (jedenfalls für Männer!), haben eine weitere Aufmerksamkeitsspanne, sind sprachlich deutlich intelligenter und kommunikativer, sie verfügen über differenziertere soziale Fähigkeiten, und haben noch viele weitere Vorzüge, die von Männern sehr geschätzt, manchmal auch beneidet werden. Eine solche Rückführung menschlicher Eigenschaften, u.a. der Aggressivität, auch auf biologische Wurzeln ist keineswegs fatalistisch. Wenn Männer schon genetisch bedingt aggressiver sind als Frauen, dann müssen sie eben intensiver zivilisiert werden. Auch Männer können lernen, sich in einem Mindestmaß freundlich zu verhalten und höflich zu benehmen! Darüber später mehr.

Neben und nach der auch von geschlechtsgebundenen Spezialbegabungen gestützten Arbeitsteilung zwischen Jägern und Sammlerinnen bestand eine weitere Unterscheidung zwischen Indoor- und Outdoor-Aktivitäten. Die Frau blieb mit ihren Kindern, eines davon meist noch im Säuglingsalter, eher zu Hause, während der Mann eher den Außendienst übernahm, gemeinsam mit anderen Männern in der Jagd oder auch in der kriegerischen Auseinandersetzung mit den Fremden.

Schon hier soll betont werden, dass solche Unterscheidungen problematisch werden, wenn sie zum Beweis eines Vorrechts des einen über das andere Geschlecht instrumentalisiert werden. In einer Abkehr von der für Jäger und Sammlerinnen schon aus ökonomischen Gründen lange

üblichen monogamen und egalitären Kleinfamilie konnten spätere Hirten, stattdessen orientiert an der Böcken, Bullen und Hengsten ihrer Haustierherden, selber bestrebt sein, sich auf patriarchalisch aggressive Weise die Verfügung über gleich mehrere Frauen zu sichern, so viele wie sie sich leisten konnten, und je größer die Herde, um so größer der Harem. Doch das sind Weiterungen, die erst in folgenden Abschnitten thematisiert werden sollen.

5.5.2. Kulturelle Überformungen

Die „neolithische Revolution“ führte zur gezielten Neuaussaat von Getreidekörnern und zur Zähmung von Wildtieren. Dem Überleben der „fitteren“ Menschen dieser Zeit war es dienlich, dass sie die Rinder in den Flusstälern nicht mehr nur töteten, um dann gleich ihr Fleisch zu verzehren, sondern dass sie eine ganze Herde noch lebend durch Gatter festhielten, von Hirten mit Hunden bewacht, und sogar ihre Ernährung sicherten, um auch in nahrungsarmen Zeiten wie im Winter auf sie zurückgreifen zu können. Insbesondere ihre Kühe schlachteten sie nicht gleich, sondern nahmen ihnen „nur“ die Kälber weg und ließen sie am Leben, um sie zu melken und später doch noch zu schlachten. Dieses Verhalten ist sprichwörtlich geworden: „Eine Kuh, die man melken will, sollte man nicht schlachten“, d. h. man darf jemanden oder etwas, von dem man weiterhin leben will, nicht vorzeitig zugrunde richten. Solche Nachhaltigkeit war schon zu Beginn von Nutztviehhaltung und Feldbau wichtig, vor allem in Biotopen, in denen es kalte und ggf. schneereiche Winter gab, in denen die Jagd erschwert war und es nur wenig Nahrhaftes zu sammeln gab. Da lohnte es sich, pflanzliche Samen nicht jeweils zu verzehren, sondern ihren Überschuss schon im Herbst auszusäen oder für eine Aussaat im Frühjahr vorrätig zu halten, wo dann aus jedem ausgesäten Korn eine ganze Ähre mit vielen Körnern wachsen und reifen konnte. Auf diese Weise kam es bei den ersten Bauern und Hirten zu einer zuvor gar nicht denkbaren Kumulation von Korn und Vieh und dann auch anderen Schätzen, was natürlich den Neid der noch Besitzlosen (der Jäger und Sammlerinnen) wecken musste, die dann solche Überschüsse durch Raub abzuschöpfen versuchten. Die Jagd auf eingepferchtes Vieh erschien ihnen, wie anfangs auch den australischen Aborigines, als viel bequemer und lohnender als die Jagd auf frei lebende und ans Flüchten gewohnte Wildtiere. Statt selber Schätze anzuhäufen und Eigenkumulierungen selbst herbeizuführen, konnten sie Beute machen, also Fremdkumulierungen ausnutzen

Auch nach der neolithischen Revolution blieb die geschlechtliche Arbeitsteilung im Großen und Ganzen erhalten. Die Männer waren eher als Hirten tätig, die Frauen eher im Garten- und Hackbau. Matrilineare Hackbau-Kulturen waren eher friedlicher als die meist streng patriarchalisch organisierten Hirtenkulturen. Der Umgang mit großen Haustieren erforderte einen größeren körperlichen Einsatz und Mut. Ein Hengst oder Bulle als Pascha seiner Herde lässt sich nicht so leicht an der Leine führen. Im Umgang mit vor allem männlichen Großtieren sind Hirten nicht zimperlich, und noch heute wird der Bulle am Nasenring geführt, und dem Pferdehengst muss früh beigebracht werden, die unbestrittene und dann auch freundliche Dominanz des Hirten anzuerkennen. Viehhirten sind seit jeher auch Viehräuber gewesen, und vor dem begehrten Besitz der Ackerbauern hatten sie im allgemeinen wenig Respekt. Man könnte sagen, dass Hirten den Krieg erfunden haben: Kriege um den Schutz und die Vergrößerung der eigenen Herden, und Kriege um den Zugang zu den von Ackerbauern und Städtern angehäuften Kornvorräten und anderen Schätzen. Das Beutemachen der Hirten in den von ihnen überfallenen Dörfern und Städten ist eine der ältesten Erwerbsmöglichkeiten, vielleicht noch älter als die Prostitution..

Wie beim Töten machte es dabei einen großen Unterschied, ob das Opfer solcher Aggressivität ein Fremder oder ein Angehöriger der eigenen Gruppe war: den eigenen Leuten etwas wegzunehmen war den Israeliten durch göttliches Gebot verboten („Du sollst nicht stehlen!“), während das Beutemachen bei den Fremden, insbesondere wenn es Ungläubige, Götzendiener und Heiden waren wie die Kanaanäer, sogar zur Pflicht gemacht wurde: die „Landnahme“, die Eroberung des „Gelobten Landes“ (des von Jahwe den Israeliten zur Beute versprochenen Landes einschließlich seiner Weinberge und Olivenhaine) wurde gar nicht als schwerer Diebstahl, oder genauer: Raub, empfunden, sondern als dankbare Entgegennahme eines göttlichen Geschenks, was aber die Sache nicht besser machte, weil dann Gott dieses Land seinen bisherigen Anwohnern gestohlen hätte.

Im Rauben und Stehlen werden alte orale Wurzeln der Aggressivität deutlich. Aufbauend auf dem Streit der Hungernden um Nahrung, eskalierend zum erbitterten Kampf um eine größere Beute, geht es später allgemeiner um die Aneignung des Besitzes eines Anderen, auch seiner Geschlechtspartnerin, seines Reviers, seiner Viehherde, seiner Waffen und Werkzeuge, schließlich auch von Menschen, die gefangengenommen, versklavt und als Zwangsarbeiter (später bezeichnete man diese als „Menschenmaterial“) eingesetzt werden konnten. Insgesamt kam das einer Einverleibung von Gütern und Schätzen gleich, motiviert aus verschiedenen Varianten der Gier eines Menschen, der „davon nicht genug kriegen kann“, „den Hals nicht voll kriegen kann“, und zwar ohne dabei zu bedenken, ob er dem Opfer seiner Gier, dem Konkurrenten schadet oder ihm sogar Schmerzen bereitet oder ihn tötet. Das Töten eines Menschen, vor allem wenn er auch noch ein naher Verwandter ist, das ist vielleicht die extremste, schon unbiologische Form menschlicher Aggressivität, dennoch im Handlungsvollzug noch nahe verbunden mit dem Töten eines Tieres, um es zu verzehren. Bei der Tötung eines Menschen, beim Homizid, geht es aber ganz in der Regel nicht um Kannibalismus, sondern es spielen dabei Gefahrschutztriebe die entscheidende Rolle, insbesondere die Wut (bis zur Berserkerwut und dem mörderischen Wüten des Amokläufers), aber auch der Zorn, der Hass und andere antisoziale Affekte.

Eine besonders „menschliche“ Variante der Aggressivität ist der Hass. Es ist eine schlimme Erfahrung, gehasst zu werden. Der Hassende "lässt kein gutes Haar an mir", unterstellt mir jede Bosheit, macht mich zum Hauptschuldigen, schwärzt mich bei anderen Menschen an. In dem Zerrbild, das der Hassende mir mit Schmähungen und üblen Nachreden übergestülpt hat, kann ich mich nicht wiedererkennen. Das soll ich sein? So einer bin ich? Da tut es gut, von anderen Menschen zu hören, dass sie mich mögen und achten.

Der Hass generalisiert: es ist nicht etwas Bestimmtes an der gehassten Person, was Kritik aufkommen lässt, sondern dieser ganze Mensch ist "durch und durch böse", und böse sind schließlich auch diejenigen, die mit ihm freundschaftlich verbunden sind. Der Hass polarisiert: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Wer meinen Feind schätzt, ist genauso schlimm wie dieser. Der Hass eskaliert: der Hassende wünscht seinem Feind alles Schlimme an den Leib, ganz wie unsere Vorfahren das Verwünschen und Vermaledeien (male dicere = jemandem Böses sagen) verstanden hatten. Sie konnten jemandem die Pest und die Cholera an den Hals wünschen, die ewige Verdammnis, das heißeste Höllenfeuer, schließlich Not und Verderben für alle seine Nachkommen auf ewig. Der Verfluchende baute in seinen Verwünschungen offenbar auf die Mithilfe eines strafenden und rächenden Gottes. In unserer Zeit ist der Hass privater und persönlicher geworden.

Hass vergisst nicht, kann und will nicht verzeihen. Die Erinnerung an ein damalig Schlimmes wird aktiv gepflegt. Der vielleicht nur vorgebliche Anlass zum Hass kann Generationen zurückliegen oder sogar viele Jahrhunderte, so der Vorwurf der Christen, die Juden seien "Gottesmörder", weil sie den Jesus ans Kreuz geschlagen hätten. Seit jeher unterschlugen die christlichen Ankläger, dass Jesus selber ein Jude war, Kind jüdischer Eltern aus gutem Hause, in deren religiöser Tradition aufgewachsen, ein hochgebildeter und frommer Rabbi, der in der Synagoge das Wort seines jüdischen Gottes, den er "Vater" nannte, gelehrt hatte. Jedenfalls

war er kein Christ! Aber der Vorwurf gegen "die Juden" reichte zur Begründung von Unterdrückung und Pogromen über Jahrhunderte, und war die wesentliche Vorbedingung für den Holocaust. Besonders folgenreich ist, dass Hass Gegenhass weckt, dass schon nach Schmähungen und Kränkungen, erst recht nach erlittener oder miterlebter Gewalt Rachewünsche aufkommen. Wer kann es Hinterbliebenen der massenhaft ermordeten Juden verargen, dass viele von ihnen seitdem Deutsche hassen? Wir können nur dankbar dafür sein, wenn dieser Hass vielleicht nicht für alle Ewigkeit festgehalten wird, sondern neben und nach ihm schon Vertrauen und Verbundenheit aufkommen können.

Die Aggressivität kann auch im Bereich der Sexualität eine große Rolle spielen, so bei der Vergewaltigung einer Frau durch einen Mann, wo schon die begriffliche Kennzeichnung deutlich macht, dass ein Mann dabei auf höchst aggressive Weise Gewalt anwendet, um eine sich noch wehrende Frau trotz ihres Widerstandes dennoch sexuell zu penetrieren. Noch das „Anmachen“ von irgendwelchen Frauen oder jungen Mädchen oder, in „oraler“ Formulierung, der Versuch, sie sexuell zu „vernaschen“, kann vom Opfer als bedrängende Zumutung erlebt werden, und im Mann kann diese Einstellung zu einer genital-sexuellen Kumulierungstendenz führen. Ich erinnere mich an die Erfolgsliste eines ärztlichen Kollegen aus einer neurologisch-psychiatrischen Klinik, die er mir prahlerisch präsentierte, und in der er alle Frauen und jungen Mädchen namentlich aufgeführt hatte, die er „gevögelt hatte“. Ich habe so schnell nicht ihre Zahl schätzen können, waren es „tausendundeins“? Vielleicht hatte er sich an der Register-Arie aus der Mozart-Oper „Don Giovanni“ orientiert, jedenfalls war er ein Angeber von hohen Graden.

Daneben hat die Sexualität auch deutlich unaggressive, ja eminent pro-soziale Aspekte, und unter ihnen die sehr orale Zärtlichkeit des Schmusens und Einanderküssens. Das Küssen ist wohl ein ins menschliche Paarbildungsverhalten verschobenes Atzen (Mund-zu-Mund-Füttern von vorgekaueter Nahrung) von Säuglingen und Kleinkindern durch die Mutter. Die geliebte Freundin und Frau des Mannes ist dann seine „kleine Süße“ und kann den Kosenamen „Sweety“ über lange Ehejahre behalten; der Familienname „Süßkind“ bringt Ähnliches zum Ausdruck. Solche Phänomene scheinen nun der These von den oralen Wurzeln der Aggressivität diametral zu widersprechen, aber sie beleuchten in Wirklichkeit etwas, was wir schon im Blick auf die frühesten Stadien der Evolution mehrfach feststellen konnten: nämlich dass das zur Ernährung dienende Einverleiben und damit in der Regel Töten anderen Lebens auch ein erster Schritt zu einer dauerhaften Vereinigung mit anderem Leben (zur „Endosymbiose“) sein konnte, von der beide Partner gleichermaßen profitieren, vergleichbar der Vereinigung der weiblichen und männlichen Geschlechtszellen, eine quasi orale Einverleibung des Spermium durch die Eizelle, die bei Erhaltung und Neukombination ihrer Erbanlagen ganz neue Möglichkeiten der Weiterentwicklung eröffnete.

Demnach ist eine Einverleibung nicht schon per se etwas Schlimmes, sondern sie kann auch, ganz allgemein gesagt, zur Aneignung von etwas Positivem und zur gegenseitigen Approximation von vorher einander fremden Lebewesen führen. Erst das Bedenken solcher unterschiedlichen „Tribschicksale“ (Sigmund Freud) der uns Menschen biologisch überkommenen Aggressionsantriebe eröffnet uns die ganze Spannbreite zwischen ihren überaus negativen bis sogar sehr positiven Aspekten.

5.5.3. Konkurrenz von Brüdern um das väterliche Erbe

Bei den Hirtenvölkern ist ein soziales Phänomen ausgeprägt, das sich möglicherweise in Analogie zu biologischen Phänomenen innerhalb von artgleichen Haustierherden entwickelt hat: so wie männliche Herden-Paschas keine Nebenbuhler dulden (ein „Nebenbuhler“ ist ein

anderes männliches Wesen, das neben dem Hauptbuhler um dessen Frauen zu buhlen versucht, also in der Herde: sie besteigen will), so verteidigt auch in Hirtensippen der männliche Erbe seinen Anspruch auf die väterliche Herde gegen die Konkurrenz seiner Brüder, und mit dem Besitz mehrerer Herden kann er sich auch einen Harem von schönen Frauen leisten und diesen von Eunuchen (kastrierten Männern) bewachen lassen

Die biblische Geschichte beginnt mit der Konkurrenz zwischen einem Gott (Jahwe) und einem Mann (Adam) um den Zugang zu Fruchtbäumen und zum Herrschaftswissen (über Gut und Böse), setzt sich fort mit einem Brudermord (Kain ermordet Abel) und einer Erbschleicherei (Jakob betrog seinen offenbar hungrigen Zwillingsbruder Esau mit einem Linsengericht um dessen Erstgeburtsrecht), und wird fortgeführt mit einem Mordversuch (elf Brüder versuchten, ihren zwölften Bruder Joseph in einem tiefen Brunnen in der Wüste umkommen zu lassen, weil dieser leichtsinnigerweise Andeutungen gemacht hatte, dass er der als Erbe auserwählte Sohn sei). Das lässt daran denken, dass schon zu Anfang dieser Zeiten ein Jahwe erst einige Gottesbrüder und –schwwestern (beispielsweise die Schlangengöttin im Garten Eden) und deren Gedächtnis (durch das erste und das zweite Verbot!) auslöschen musste, um dann allein zunächst über sein von ihm auserwähltes Volk, dann sogar über alle Menschen und schließlich über das ganze Weltall herrschen zu können. Seine Söhne (Mose und die Juden, Jesus und die Christen, Mohammed und die Muslime) kämpfen aber schon wieder um die Alleinherrschaft, und alle drei begründen ihren Anspruch schon wieder mit ihrer je eigenen Auserwähltheit.

Aus solchen individuellen Ansprüchen entwickelten sich fraglos gültige Selbstverständlichkeiten. Die solcherart begründete Bevorzugung des erstgeborenen Sohnes und seiner Brüder gegenüber den Schwestern verfestigte sich im orientalischen Patriarchat und darüber hinaus in den monotheistischen Religionen, die sich auf diesem Boden entwickelt haben. Da gab es alte Traditionen der Auswählens und Verwerfens, in denen einerseits die Selbst-Ermächtigung zum Auserwählten und andererseits die auswählende Fremdbestimmung von Vasallen durch den Fremdherrscher einander ablösten. An anderer Stelle dieser Internetseite (2.2.6. Ägypten und Mose) habe ich die Hypothese entwickelt, dass der „Exodus“ der Israeliten aus Ägypten, traditionell als eine durch Mose ermöglichte Flucht aus der Sklaverei dargestellt, in einigen Seltsamkeiten verständlicher wird, wenn man annimmt, dass der Ägypter Mose (darin unterstützt durch den Pharao) die Israeliten als Vasallen „ausgewählt“ hatte, um sie gegen ihr nächstverwandtes Brudervolk, die Kanaanäer, in einen für beide Seiten verlustreichen Bruderkrieg hineinzutreiben, um auf diese Weise beide Kontrahenten loszuwerden. Zu diesem Zweck wurde den Israeliten das Land Kanaan („wo Milch und Honig fließt“) als Beute versprochen, als „Gelobtes Land“, das sie allerdings zuvor selber erobern mussten und dessen Bewohner sie vernichten sollten. Das Ganze wurde damit gerechtfertigt, dass die Kanaanäer nicht an den Monotheos des Mose glaubten, von dem die gerade erst missionierten Israeliten selber noch nicht so recht überzeugt waren, wie ihr baldiger Rückfall zum „Goldenen Kalb“ deutlich erkennen lässt. Auch später waren die Israeliten immer wieder versucht, zum Glauben ihrer Vorväter an die Götter Baal und El, an die Göttinnen Aschtoresh, Anat und Aschirat und an die anderen Elohim (Götter) zurückzukehren. Deren Höhenheiligtümer mit Steinmalen und Holzstelen mussten später auf Geheiß der jahwegläubigen Propheten immer wieder beseitigt werden. Das Auserwähltwerden zum Vasallen war eine fragwürdige Auszeichnung, vergleichbar der Büchse der Pandora, die zwar als Geschenk überreicht worden war, aber alle Übel dieser Welt enthielt, wie sich beim Öffnen herausstellte. Die ersten Opfer dieser Auszeichnung waren die so ausgezeichneten Israeliten selbst. Trotz ihres schon anfänglichen „Murrens und Haderns“ waren sie genötigt, auf ihrer langen Wanderung durch die Wüste die schwersten Entbehrungen auf sich zu nehmen und dann noch das ihnen versprochene „Gelobte Land“ selber zu erobern. Ihre

Nachbarvölker, vor allem die Kanaanäer, waren verständlicherweise nicht bereit, solche Vorzugsansprüche der Israeliten zu akzeptieren und sich etwa vor den Auserwählten, den neuen Weltenherrschern, demütig-bescheiden zu verneigen. Schon Generationen früher, aber auch immer wieder später weckten Auserwähltheiten nicht nur den Zorn der anderen Brüder innerhalb der Familie (vgl. die Legende von Josef und seinen Brüdern in 1 Mose 37 – 50), sondern darüber hinaus den Zorn anderer, von Jahwe offenbar verworfener Völker und schließlich den Zorn ihrer von Jahwe zu Götzen und Abgöttern verfeimten Göttinnen und Götter.

Wenn wir von Einzelschicksalen absehen und den Gesamtverlauf der Geschichte betrachten, finden wir weitere patriarchalische Hierarchien vor, in denen Fremdauserwählung und Selbstauswahl eine große Rolle spielen: die Erblichkeit der Führerschaft von Königen und Hohen Priestern in gerader männlicher Linie, die Vorherrschaft männlicher Götter im Himmel, die Alleinherrschaft eines als männlich verstandenen Gottes über die ganze Erde, über das All, und die Auserwähltheit eines Volkes, das in gerader Linie von dem Mann abstammt, der von eben diesem Gott als erster erschaffen wurde, später abgelöst von dem Mann, von dem es hieß, das er Gottes eingeborener Sohn sei. Die Gottessöhne und Könige und Hohenpriester sind natürlich noch auserwählter als die von ihnen regierten und religiös geführten Völker, aber diese sind immerhin auserwählter als die Ungläubigen.

Interessant ist nun, dass sich solche Ansprüche auf Auserwähltheit und Phantasien über Alleinherrschaft vor allem dann entwickeln, wenn Priester und Heerführer (oder wie Mose einer, der Priesterkönig und Heerführer zugleich ist) in vollmundigen Versprechungen gerade den Versklavten, Unterdrückten und Vertriebenen einreden, allein sie seien dazu auserwählt und berufen, alle anderen Gewalten zu unterwerfen. Solche Verheißungen sind oft – apokalyptisch – mit finstersten Rachephantasien verbunden: nicht nur sollen die bisher „Letzten“ dann die „Ersten“ sein (wie von Jesus versprochen), sondern die bisher Ersten sollen schon auf Erden vernichtet und noch nach ihrem Tode für ihren Hochmut mit Höllenfeuern bestraft werden. Den bisher Vertriebenen hingegen wird eine neue Heimat versprochen (das „Gelobte Land“), in der „Milch und Honig fließt“, in starkem Kontrast zu ihrer Gegenwart, wo sie auf ihrer Wanderung durch die Wüste froh sein können, wenn sie immer noch gerade rechtzeitig einen Brunnen mit trinkbarem Wasser finden. Neben den als schon zu Lebzeiten erfüllbar hingestellten Verheißungen gibt es auch das Angebot einer ewigen Seligkeit nach dem Tode, dessen Einlösung an eine einzige, anscheinend leicht erfüllbare Bedingung geknüpft war: nämlich dass derjenige, dem es versprochen wird, ohne Zweifel an das glaubt, was ihm versprochen wurde, und vor allem an den, der als Garant der Erfüllung des Versprechens hingestellt wird. So leicht geht das.

5.5.4. Eifersucht

Eng mit dem Hass verschwistert ist die Eifersucht. Für ihre Genese spielen sexuelle Probleme nur eine Nebenrolle, zentral ist vielmehr ein infantiler Machtanspruch: „Du sollst keinen anderen Liebling haben neben mir, damit es mir wohl ergehe“. Die Ähnlichkeit mit dem ersten Verbot des Dekalog ist augenscheinlich: es geht um Herrschaft, um Bestimmenwollen, um das absolute Verfügungkönnen über eine Person, nicht nur über einen Sexualpartner, sondern (als Kind) auch über die Mutter, umgekehrt als Elternteil über das Kind, überhaupt über einen bestimmten Menschen, und es geht darum, dass der begehrte Partner ausschließlich für einen selbst da ist und für niemand anderen, und noch nicht einmal irgendwelche positiven Beziehungen zu einer anderen Person pflegen darf. Lebenspartner können auf die Berufskollegen des anderen Partners eifersüchtig sein, auf seine Angehörigen

aus der Herkunftsfamilie, auf sein Hobby, ja auf all und jedes, was ihm in irgendeiner Weise lieb und wert, wichtig und bedeutsam ist.

Das erstgeborene Kind kann extrem eifersüchtig auf sein jüngeres Geschwisterchen sein, die Ehefrau auf ihre Schwiegermutter, die Mutter ihres Mannes und umgekehrt, sogar der Hund auf das neugeborene Baby, da muss man aufpassen. Eifersüchtige können diejenigen, die sie als Konkurrenten erleben, abgrundtief hassen, bis zum Wunsch, so jemanden zu vernichten bis zum tatsächlichen Mord. Zweifellos war Hitler eifersüchtig auf die Juden: er wollte selber auserwählt sein und das deutsche Volk ebenso. Er gab sich mit solcher Auserwähltheits-Phantasie jedoch nicht zufrieden; dazu gehörte für ihn auch, dass die Juden von der „Vorsehung“ verworfen und endgültig vernichtet werden.

5.5.5. Schaulust: Konsumieren von Aggressivität

So sehr Aggressivität und manches, was nur entfernt daran erinnern könnte, unter dem Gebot politischer Korrektheit tabuisiert worden ist, so gilt auch: Aggressivität verkauft sich gut, und nicht nur menschliche Aggressivität wie die von Kriminellen (Verbrechern) und Kriminalern (Detektiven), beide gleichermaßen männlich hart und rücksichtslos, wird im Kino und im Fernsehen gern konsumiert. Auch die blutdürstige Aggressivität von Raubtieren, von Löwen, Geparden und Hyänen in afrikanischen Steppen, von Tigern im Dschungel, von Wölfen in Sibirien, von Menschenhaien, Krokodilen, Geiern und Adlern findet ein aggressionsgieriges und schaulustiges Publikum. Fernsehzuschauer sind auch fasziniert von Naturkatastrophen wie Tsunamis, Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Der Aufprall mit anschließender Explosion von zwei großen Verkehrsflugzeugen, eines und bald darauf ein anderes in die Zwillingstürme des World-Trade-Centers, war von den Fernsehsendern immer wieder vorgeführt worden, einfach weil die Zuschauer immer wieder fasziniert davon waren. Solche Phänomene sind keine Fehlentwicklungen der Moderne, denn Gladiatorenkämpfe (Mensch gegen Mensch, Mensch gegen Raubtier) gab es schon im Alten Rom, und Hexenverbrennungen im Mittelalter fanden immer regen Zuspruch eines sensationsgeilen Publikums, ebenso wie das verstümmelnde Amputieren der Hand eines Diebes und die öffentliche Steinigung von als unzüchtig diffamierten Frauen im heutigen Islam.

So etwas lässt den Verdacht aufkommen: sind die in aller Welt veranstalteten Wettrennen der großen Boliden, etwa Ferrari gegen Mercedes, die sich bei einem Aufprall in wahre Feuerkugeln verwandeln können, nicht auch **wegen** der immer wieder vorkommenden Massenkarambolagen, Beinaheunfälle und wirklichen Katastrophen, manchmal auch die Zuschauer betreffend, so besonders spannend? Noch archaischer ist der Boxkampf, wo zwei Kämpfer immer wieder drei Minuten lang versuchen, sich mit Wucht in die Fresse zu hauen, bis einem von beiden die Haut über dem Auge aufplatzt („technischer K.O.“) oder schließlich einer nach einem harten Kinnhaken der Länge nach auf den Boden knallt und sich über einige Sekunden (der Schiedsrichter zählt bis „neun“!) nicht mehr aufrappeln kann. Das kann noch künstlich gesteigert werden zum dramaturgisch ritualisierten „Catch-as-catch-can“, wo neben wüster Schlägerei einschließlich Rammen und Treten noch das demonstrative Quälen mit Schwitzkasten und Armverrenken hinzukommt, um noch einen Schuss Sadismus zu bieten, und dies alles bis zu einem Extrem gesteigert, wo dann die zuschauenden Männer zu johlen und die Frauen zu kreischen anfangen. Kenner wissen, dass einiges von dem, was so schlimm aussieht, nur vorweg verabredetes und gut gespieltes Theater ist.

Um solche Kämpfe zu sehen, braucht man heute keine Eintrittskarte mehr zu lösen und sich in eine Großveranstaltung zu begeben. Das alles kann man auch zu Hause haben, in

Großaufnahme auf dem breiten Flachbildschirm. Schon kleine Jungen kaufen sich von ihrem Taschengeld aggressive Computer-Spiele und Kassetten mit extrem aggressiven Szenen, und sie können sogar – virtuell! – sich selber an Schießereien und jeder sonstigen Art von Gemetzel beteiligen. Der Kontrast zwischen einerseits dem ausufernden Konsum von Aggressivem und andererseits der Aggressionstabuisierung durch Gutmenschen ist wirklich bemerkenswert. Ich will hier nicht der vieldiskutierten Frage nachgehen, ob der Konsum von Gewaltszenen schon Kinder verrohen kann und sogar zum ebenso sensationellen Amoklauf beiträgt. Für mich ist im Moment die Feststellung interessanter, dass die Medien die menschliche Sensationsgier nicht selber herstellen, sondern schon in Menschen angelegte und faktisch vorhandene Bedürfnisse dieser Art befriedigen und schamlos finanziell ausnutzen. Dass dabei in den Zuschauern Gewöhnungseffekte eintreten und sie dann nach Steigerungen suchen, ist nicht von der Hand zu weisen.

5.5.6. Aggressive sprachliche Manipulationen

Seit Verkündung der Zehn Gebote gilt für Juden und Christen auch das Gebot: „Du sollst nicht lügen“; damit wurde die Lüge zur Sünde. Dabei wurde nicht bedacht, dass manche Lüge aus der Situation geboren ist, dass ein von einem Mächtigen zur Beichte, Schuldanerkennung und Buße (Strafverbüßung) gedrängter Abhängiger in seiner Not einen letzten Ausweg in der Ausrede und Notlüge sieht, um sich aus einer zwangsläufig zur harten Bestrafung führenden Konfrontation herauszumogeln. Diesen Rettungsversuch möchte man jedem, der gefoltert wird oder auch nur mit elterlichen Prügeln bedroht wird, gern zugestehen. Statt ihre Notlügen zur Sünde zu erklären und zu kriminalisieren, sollte man Kinder und Notleidende lieber vom Nutzen der Wahrheit zu überzeugen versuchen und ihnen jedenfalls keinen Anlass zum defensiven Lügen geben. Deshalb sollte das Verbot des Lügens besser umformuliert werden, und zwar an die Eltern gerichtet: „Du sollst nicht drohen!“ und an die Mächtigen: „Ihr sollt nicht foltern!“. Damit könnten einige Lügen erspart werden

Zu kritisieren ist dagegen das aggressive, genauer: das unverschämte Lügen der Raffinierten, etwa wenn einer versucht, uns „für dumm zu verkaufen“, reinzulegen, finanziell auszunehmen. Das kann sogar mit „lieben“ Worten geschehen, mit Schmeicheleien und Komplimenten, die der tatsächlichen Einschätzung hohnsprechen, oder mit phantasievollen Versprechungen, die niemals eingehalten werden. Und besonders kritikwürdig, ja schändlich ist das großmäulige Lügen der Mächtigen oder Machtgierigen, das „Verheiß“ des offensichtlich Unmöglichen, das dann auch nie eintrifft, oder für dessen zukünftiges Eintreffen im himmlischen Paradies es keine verlässlichen Bürgen gibt, auch keine Zeugen, die über ihr jenseitiges Weiterleben nach ihrem Tode ausnahmsweise in einem diesseitigen Weiterleben glaubhaft Auskunft geben könnten. Wer über längere Zeit tot war, inzwischen schon ein Gerippe oder nur noch Staub, der wird uns nichts über das Jenseits erzählen können. Und selbst wenn die Wiederauferstehung erst am Ende der Zeiten geschieht, wer sollte uns schon heute darüber Auskunft geben können? Eine solche Behauptung würde ich selbst einem Gott oder seinem Sohn nicht glauben wollen! Solches Misstrauen ist auch dann gerechtfertigt, wenn jemand zu helfen versprochen hat, diese Hilfe aber nicht in absehbarer Zeit leistet oder er sie immer wieder auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschiebt.

Kleinen Kindern kann man alles erzählen und alles versprechen. Sie hören den Erwachsenen mit großen Ohren und Augen zu und glauben dann auch das Gesagte. Aus diesem Grunde setzt religiöse und politische Indoktrinierung auch so gern bei den Kindern und ihren Müttern an und nutzt mit Vorliebe staatlich finanzierte Kindergärten zur Eigenwerbung. „Volksparteien“ bieten als Rahmen für ihre Parteiveranstaltungen auch schon mal

volksfestartige Attraktionen an, bis zu Spielangeboten für kleinere und größere Kinder, und nicht zufällig ist das Wort „Kirmes“ (Jahrmarkt) mit seinen weltlichen Belustigungen sprachgeschichtlich aus „Kirchmesse“ abgeleitet. Auch Jugendliche sind ein bevorzugtes Objekt sprachlicher Manipulierung und Mobilisierung. Sie beteiligen sich gern an Massendemonstrationen, lassen sich zum Mitskandieren von Sprüchen motivieren, den Hass- und Siegesgesängen im Fußballstadion vergleichbar, fallen beim Aufmarsch in den „gleichen Schritt und Tritt“. Man kann sie zur Beteiligung an Massenevents bewegen, ihre große Zahl als große Stärke ausgeben, ihnen Siegesgewissheit suggerieren: „Venceremos!“ Wenn es dann gelingt, die verhasste Polizei („die Bullen“) zum Einschreiten zu provozieren, die dann aus Angst vor der großen Zahl der Protestierer selber unangemessen hart, ja brutal agiert, dann ist das nur im Sinne der Einpeitscher unter den Organisatoren. Sie können dann Opfer und sogar Märtyrer in den eigenen Reihen vorweisen, die als „Blutzeugen“ weiter propagandistisch verwendbar bleiben (wenn hier von mir christliche, nazistische und antifaschistische Formulierungen nebeneinander verwendet wurden, so war das meine erklärte Absicht; sie ist in Ähnlichkeiten des Beobachteten begründet).

Mit Speck fängt man Mäuse. Mit Liebe, Barmherzigkeit, Mitleid und Hilfsbereitschaft als Idealen (sie müssen noch nicht einmal realisiert worden sein!) kann man Frauen und Mütter einfangen. Oft dient das Sichkümmern um die Armen und Entrechteten nur dazu, diese für den Patron, die Institution oder „Bewegung“ zu verpflichten. Das macht weitgehend den Erfolg der Hamas in den Elendsquartieren des palästinensischen Gazastreifens aus, aber auch den Erfolg mancher christlicher Missionare. Diese wohlfeile, um nicht zu sagen billige Art des Sichkümmerns beseitigt aber nicht wirklich das Elend, sondern setzt es voraus und versucht es zu instrumentalisieren. Wer das Elend wirklich verringern wollte, müsste Flüchtlingslager auflösen, den Menschen zu Arbeit und Brot verhelfen, Ömilliarden in Schulen, Berufsausbildungen, technischen Hochschulen und Universitäten investieren, und nicht zuletzt: Empfängnisverhütung propagieren. Stattdessen wird die Propaganda Vitae (die biologische Verbreitung des rechtgläubigen Lebens) sogar noch forciert, da Elende, wenn sie in großer Zahl in Slums zusammengedrängt leben müssen, sich um so leichter politisieren und mobilisieren lassen, denn sie haben nichts zu verlieren. Da die wenigen Sozialeinrichtungen in einem Mindestmaß Überlebensfunktionen übernehmen, können die individuellen Fortpflanzungsfähigkeiten der Armen unter weniger Stress weiter funktionieren, und die Zahl der in Armut Rechtgläubigen weiter erhöhen. Dass dabei die Hoffnung der Elenden, schließlich alles gewinnen zu können, nicht erfüllt wird, dass sie sogar noch den letzten Rest, vor allem ihr eigenes Leben, frühzeitig verlieren können, wird ihnen von populistischen Einpeitschern verschwiegen.

In der Übernahme alter Traditionen von Hirtenvölkern konnten Menschen auf den Gedanken kommen, nicht nur Schafe und Ziegen, Rinder und Pferde zu einzufangen, zu zähmen und in Herden weiterzuzüchten, sondern auch Menschen einem obersten Hirten verfügbar zu machen (dieser versteht sich natürlich selber als „guter Hirte“!). Man ist nicht darauf angewiesen, Menschen mit kriegerischen Mitteln zu Gefangenen zu machen, um sie dann als Sklaven abzurichten und als menschliche Arbeitstiere einzusetzen. Man kann sie auch mit Worten einfangen, etwa mit Verheißungen ins gelobte Land des Glaubens locken und mit Drohungen am Ausbrechen hindern. Es ist alte Praxis der Religionen, dementsprechend mit einem alten griechischen Wort ausgedrückt, Proselyten zu machen. Wörtlich genommen sind es die Hinzugekommenen, die neubekehrten Konvertiten (die Umgewandelten), im Christentum diejenigen, die sich für einen binnenchristlichen Konfessionswechsel entschieden haben. Inzwischen gibt es aber auch schon die Konversion von Christen zum Islam. Solcher Bekehrung geht aber in der Regel viel an missionarischer Beeinflussung voraus. Die Bekehrten sind meist von jemandem bekehrt worden. Das Aggressive mancher

Missionspredigt kam gut zum Ausdruck, wenn sich der us-amerikanische Baptist und Erweckungsprediger Billy Graham selber als „Maschinengewehr Gottes“ bezeichnet hatte.

Ein subjektiv begründeter Hass kann zusätzlich durch Propaganda, Hetze und andere Arten der Indoktrinierung geschürt und zu einem Generationen überdauernden Hass verfestigt werden. Das sehen wir in unserer nächsten Nachbarschaft, im ehemaligen Jugoslawien. Diejenigen, welche dort ihren Hass an hilflosen Gefangenen, an Frauen und Kindern auslassen, haben Vorfahren, die selber Opfer von Hass und Verfolgung gewesen sind. Jede neue Brutalität, jede neue Hassorgie weckt Gegenhass: Wartet nur, bis sich das Blatt wendet, bis wir die Stärkeren sind, dann sei ihr dran!

Mit ganz anderen Inhalten, aber immer noch gleichen Propagandamethoden konnten politische Parteien oder Bewegungen Anhänger werben und mobilisieren. Das kann wie seit jeher über Versprechungen und Lügen (vgl. „Priestertrug“!) geschehen. Die Älteren unter uns erinnern sich noch an den Spruch eines Kabarettisten in der Nazizeit, der mit einem „Versprecher“ ein altes Sprichwort vielsagend variierte: „Lügen haben ein kurzes Bein“, womit er auf den Reichspropagandaminister Joseph Goebbels und dessen Klumpfuß (eine angeborene Fußdeformität) und vor allem an seine kaltschnäuzige Verlogenheit anspielte. Die Anwerbung konnte aber auch mit sanftem bis hartem Druck geschehen. In alten Zeiten wurden Seeleute für den Dienst auf einem Schiff „gekeilt“, indem man sie zuvor besoffen machte und aufs Schiff schleppte, und Studenten wurden mit etwas milderem, aber auch alkoholischen Mitteln für eine studentische Verbindung oder Korporation gekeilt. Man könnte dafür auch „rekrutieren“ sagen. Im Grunde ging es dabei immer um das Erhöhen der „manpower“, des Potentials an waffenfähigen Männern, an verfügbaren Arbeitskräften oder an Gruppen- oder Parteiangehörigen zur Vergrößerung der eigenen Macht.

5.6. Ontogenese der menschlichen Aggressivität

5.6.1. Geschlechtsunterschiede

Genetisch fundierte Geschlechtsunterschiede im Ausmaß der Aggressivität gibt es auch beim Menschen. Das zeigt sich schon in der Kindheit, denn das sogenannte Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom, eigentlich eher einer gesteigerten Aggressivität, wird eher bei Jungen festgestellt; auch die Neigung zu Rangeleien ist schon bei 6-10jährigen Jungen größer als bei gleichaltrigen Mädchen. Das alles verstärkt sich in der Pubertät, wo der bei den Mädchen etwas früher einsetzende Wachstumsschub von den Jungen bald eingeholt und dann überholt wird, mit bei Jungen deutlich betonter Muskularität und dementsprechend auch Begabung und Neigung für Kampfsportarten. Aber geschlechtsbezogene Leistungsnormen und auf je ein Geschlecht begrenzte Wettbewerbe gibt es auch in der Leichtathletik und beim Schwimmen, und zwar sinnvollerweise statt eines immer neu auszurechnenden und auch irgendwie beschämenden Handicap-Ausgleichs. Wie schon erwähnt spiegeln sich die unterschiedlichen Körperproportionen und Einzelmaße auch in den gleichermaßen geschlechtsdifferenten Konfektionsgrößen wieder.

Schon vor der eigentlichen körperlichen Aggression treten bei den Jungen einige mildere Vorläufer häufiger auf als bei den Mädchen. Vor dem heftigen Schlagen, Treten, Niederringen, Würgen, notfalls auch Beißen, fällt bei den Jungen das Imponiergehabe auf, die protzige Angeberei, angefangen mit demonstrativem Rülpsen und Furzen, Rotze im weiten Bogen spucken, sich groß machen, „dicke tun“, laut werden und verbale Kraftmeierei, was dann schon in eine aggressive Selbsterregung übergehen kann (zu unterscheiden von einer

sexuell-masturbatorischen Selbstbefriedigung). Wie die griechischen Helden vor Troja neigen auch heutige Jugendliche dazu, mit groben Reden und wüsten Beschimpfungen „Affekt zu pumpen“. Dazu kann einer der Kontrahenten, der es darauf anlegt, einen Streit zu provozieren, sich künstlich über Kleinigkeiten aufregen, kann den Gegner (eher den Schwächeren!) gezielt beleidigen, um ihn zur Erwiderung zu reizen und dann selber einen Vorwand zum Angriff zu haben. Solche Provokationen haben z. T. schon eine Ritualisierung erfahren: in meiner Schulzeit genügte dazu die Aufforderung „Sag feig!“, im englischen Sprachraum gab es „the chip on the shoulder“, um über einen solchen Vorwand den Anlass zur handfesten Auseinandersetzung zu liefern.

Neben solchen für Aggressivität relevanten Geschlechtsunterschieden der körperlichen Konstitution und des Temperaments gibt es sicher auch solche der Begabung, wo die Jungen eher einen Vorsprung im räumlich-konstruktiven Verständnis haben, nützlich für technische Berufe, die Mädchen dagegen sich qualitativ durch ein besseres Wortsinnverständnis auszeichnen und quantitativ durch einen größeren Einfallsreichtum („fluency“), verbunden mit einer deutlich größeren Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen („empathy“). Solche Unterschiede sind aber nur im Vergleich größerer altersgleicher Populationen festzustellen, mit meist großen Überschneidungen der Häufigkeitsverteilungen.

Extremer sind wiederum aggressionsbezogene Unterschiede in Hinsicht auf abweichendes Verhalten bis zur Psychopathologie. Die Jungen sind deutlich überrepräsentiert unter den „Schwererziehbaren“ mit fließenden Übergängen zur Kriminalität männlicher Jugendlicher und Erwachsener, oft verbunden mit frühem Beginn des Alkohol-Missbrauchs über das „Kampfrinken“ bis zur akuten Bewusstlosigkeit und weiter zum fast therapieresistenten Alkoholismus. Männer neigen auch deutlich stärker als Frauen zur Gewaltkriminalität und landen dementsprechend häufiger und ganz unfreiwillig in Strafvollzugsanstalten, während Frauen eher depressiv werden und dann bereit sind, selber Hilfe bei Psychologen und Psychiatern zu suchen.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf das zum Schutz von Minderheiten propagierte Benennungsverbot zurückkommen, das verschärft werden konnte auch gegenüber allem, was bei Menschen der eigenen Bezugsgruppe als aggressiv erscheinen konnte. So scheuten sich Erwachsene (Eltern, Erzieher, Therapeuten etc.) offenbar, von frühkindlicher Aggressivität zu reden, obwohl doch über Jahrzehnte von der frühkindlichen Sexualität so viel Aufgehoben gemacht wurde. Aber Kinder, vor allem Jungen, die es schon früh darauf anlegten, der Mutter oder dem Vater den letzten Nerv zu rauben, wurden dennoch nicht als aggressiv bezeichnet, sondern es wurde bei ihnen eine „Hyperaktivität“ oder gar ein „Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom“ diagnostiziert. Genauer betrachtet war deren Aufmerksamkeit sehr wohl vorhanden, wenn auch auf das konzentrierte Triezen ihrer kleineren Geschwister, auf das „Nerven“ ihrer Mutter oder das Unmöglichmachen jeder Unterrichtsbemühung eingeengt. Dann wurde therapeutisch meist versucht, traumatische Ursachen für das aggressive, andere Menschen traumatisierende Verhalten dieser Kinder ausfindig zu machen. Diese Ursache wurde im Zweifelsfalle in einer traumatisierenden Mutter gefunden, die dementsprechend zur Frustrationsvermeidung angehalten wurde, was nur zur Verstärkung des aggressiven Verhaltens ihres Kindes (des einen Kindes, nicht auch der anderen Kinder!) führen konnte. Da wäre es besser gewesen, das Kind daran zu hindern, mit eigenen Aggressionen Erfolge zu erzielen, und es nicht davor zu bewahren, wenn dann eher negative Konsequenzen eintraten, und jedenfalls die Aggression nicht noch durch gesteigerte Beachtung zu verstärken. Der Vorschlag, das Kind nicht vor negativen Konsequenzen seines eigenen Verhaltens zu bewahren, hat natürlich seine Grenzen und gilt eher für ältere Kinder, die Gefährlichkeiten schon einschätzen und daher vermeiden können. Kleine Kinder soll man vor Gefahren

bewahren und ihnen dann helfen, Gefahren selber zu erkennen und zu vermeiden. Aber wenn ein Kind mutwillig etwas angestellt hat, hilft es ihm nicht, wenn man es vor den Konsequenzen seines Handelns bewahrt, zumindest soweit die Verhältnismäßigkeit der Mittel dabei gesichert bleibt, denn man sollte nicht zulassen, dass Kinder von Größeren und insbesondere Erwachsenen verprügelt werden. Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass ich hier nicht für Strenge oder sogar für Strafen spreche, schon gar nicht für einen Liebesentzug gegenüber kleinen Krakeelern. Mir geht es um etwas ganz anderes: Aggressives Verhalten lernen Kinder am schnellsten durch anschließende Belohnung und die wirksamste Belohnung ist allemal der eigene Aggressionserfolg. So kann der Erfolg einer eigenen Aggression, etwa sich als stärker zu erweisen, oder andere zum Weinen zu bringen, oder auch nur: durch störendes Verhalten besondere Beachtung zu erzielen, schon beim Kind dazu führen, dass es dieses aggressive Verhalten bei nächster Gelegenheit wieder einsetzt, vor allem aber wenn jemand diese Aggression nachträglich verharmlost oder entschuldigt. Und solche verstärkende Konsequenz sollte man nicht eintreten lassen.

5.6.2. Kinder können für Kinder sehr gefährlich sein

Ich erinnere mich an zwei dramatische Ereignisse, in meiner nächsten Nähe geschehen und von mir selber zufällig wahrgenommen, gerade noch vor dem dann doch nicht tödlichen Ausgang. Sie hätten aber zum Tod eines Kindes führen können, wenn nicht Erwachsene rechtzeitig eingegriffen hätten. In dem einen Fall spielte ein Kleinkind mit seinem Geschwisterchen, das im Babyalter noch auf dem Rücken im Kinderbettchen lag, und machte es, wie sich später herausstellte, zum Sparschwein, indem es ihm ein Pfennigstück nach dem anderen in den Mund steckte. Als die Mutter zufällig in die Nähe kam und das Röcheln des Babys hörte, nahm sie das nach Atem ringende Baby sofort auf, packte es an den Beinen und klopfte es auf den Rücken, wo dann die kleinen Münzen nacheinander auf den Boden fielen. Hatte die ältere Schwester einen Mord versucht? Eine Tötung beabsichtigt? Immerhin war sein fast zum Tod der kleinen Schwester führendes Verhalten im höchsten Maße fahrlässig, um nur das Harmloseste anzunehmen. Der zweite Fall geschah im Sandkasten zwischen Siedlungshäusern, und betraf zwei andere Kinder. Nach einigen Sonnentagen war der Sand staubtrocken und höchst rieselfähig, und die Kinder konnten die mit Plastikförmchen gebackenen Sandkuchen anschließend mit feingesiebttem „Puderzucker“ überstreuen. Ein größeres Mädchen, schon im Grundschulalter, hatte einen kleinen Jungen offenbar dazu gebracht, sich mit dem Rücken in den Sand zu legen. Sie saß dann auf seinem Bauch und führte (mit Gewalt?) einen Plastiktrichter in seinen Mund ein und flöbte ihm feinen „Zuckersand“ in den Mund ein. Hatte sie dabei bedacht, dass er den Sand einatmen und daran ersticken konnte? Auch hier konnte jemand gerade noch rechtzeitig das Husten, Schreien und Röcheln des Opfers bemerken, schnell herbeieilen und den kleinen Jungen übers Knie legen und durch Klopfen auf den Rücken vom eingeflößten Sand befreien, und ihn so vor dem Schlimmsten behüten. Die nachträglich hinzukommenden Erwachsenen waren fassungslos, aber der Junge erholte sich wieder.

Diese Erinnerungen tauchten mir wieder auf, als ich viel später las, was Elias Canetti in seiner Autobiographie über infantile Mordversuche berichtete (Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. Fischer TB, Frankfurt/M., 1979. Kapitel: Der Mordanschlag). Canetti berichtet ab Seite 39: Der noch nicht eingeschulte fünfjährige Elias hatte eine um vier Jahre ältere Freundin, die ihm gegenüber mit ihrem Lesen- und Schreibenkönnen angab und ihm, dem wissbegierigen Kleinen, nichts davon vermitteln wollte, ihn sogar damit foppte. Canetti: „Plötzlich ließ ich sie stehen und ging den langen Weg ums Haus herum in den Küchenhof, um das Beil des Armeniers zu holen, mit dem ich sie töten wollte ... die Axt ... gerade vor mir

her haltend marschierte ich ... zurück, mit einem Mordgesang auf den Lippen, den ich unaufhörlich wiederholte (H. Sch.: in der jüdisch-sephardischen Sprache seiner Kindheit): „Agora vo matar a Laurica!“ – „Jetzt werde ich Laurica töten!“ Noch bevor Elias auch nur dazu ansetzen konnte, konnte sein herbeieilender Großvater ihm das Beil aus der Hand reißen. Auf Seite 42 setzt Canetti den Bericht fort: „(Laurica) nahm eine schreckliche Rache an mir ... Einmal standen die Kessel mit dem heißen Wasser da (gerade abgekochtes Flusswasser aus der Donau) ... wir liefen zwischen ihnen hin und her, viel zu nahe dran, und als Laurica mich gleich neben einem von ihnen fing, gab sie mir einen Stoß, und ich fiel ins heiße Wasser. Ich war am ganzen Leib, nur am Kopf nicht, verbrüht. Tante Sophie, die das schreckliche Geschrei hörte, holte mich heraus und zog mir die Kleider herunter, die ganze Haut ging mit, man fürchtete für mein Leben, und ich lag unter argen Schmerzen viele Wochen lang im Bett“ (S43).

Und schließlich eine eigene Erfahrung, an die ich mich nur aus dem Bericht meiner Eltern oder älteren Geschwister erinnern kann: An einem Heiligabend, zufällig ist das auch mein Geburtstag, ich war vielleicht gerade zwei oder drei Jahre alt geworden, spielten wir vier Kinder nach der Bescherung mit unseren neuen Spielsachen unter dem Weihnachtsbaum. Meine knapp zwei Jahre ältere Schwester spielte mit mir. Sie hatte zu ihrer Puppenküche einen kleinen Herd bekommen (oder von der älteren Schwester übernommen). Der Herd konnte mit „Trockenspirit“ beheizt werden. Damals gab es noch nicht die harmloseren Esbit-Tabletten, sondern solche aus Met-aldehyd, ein Tetramer des Ethanol, auch als Schneckengift benutzt. Ein Lexikon informiert darüber: Das resorbierte Metaldehyd führt zu zentralnervöser Exzitation (Erregung), Erbrechen und Durchfall. Meine Schwester sah diese weißen Tabletten als Zuckerstückchen an und fütterte mich damit. Ich muss wohl schon etwas davon runtergeschluckt haben, jedenfalls fiel ich irgendwann meinen Eltern dadurch auf, dass ich mit Bauklötzen um mich warf und schließlich die Augen verdrehte. Der schnell herbeigerufene Arzt schnupperte, roch etwas Alkoholisches und soll gesagt haben: „Der Jung ist besoffen!“. Ob und was er dann therapeutisch unternommen hatte, ist mir nicht berichtet worden, ich überlebte jedenfalls die Vergiftung. Dieser Fall und auch der eine oder andere aus dieser Aufzählung kindlicher Untaten spricht zwar nicht sicher für kindliche Aggressivität, aber eine gewisse Gefährlichkeit kann man auch kleinen Dummerchen nicht absprechen. Dass Kinder lebensgefährlich für andere und vor allem kleinere Kinder und für Kleintiere sein können, ist augenscheinlich, und Eltern bzw. Erzieher sollten spielende kleine und größere Kinder nicht ganz unbeaufsichtigt lassen.

5.6.3. Autoritäre Kleinkinder: streng gegen ihre Mütter

Neben infantiler Unbedachtsamkeit, was die angewendeten Mittel betrifft, und infantiler Konkurrenz und Eifersucht, was die Motive und Ziele angeht, in beiden Fällen auf andere Kinder bezogen, gibt es kindliche Aggressionen, deren Opfer die eigenen Mütter sind. Ein kleiner Junge, selber ein richtiges Energiebündel, kann geradezu empört sein, wenn seine Mama „nicht spurt“, also seinem Willen nicht nachgibt. Eine Mutter ist zwar, schon als Schwangere, als Gebärende, und dann gleich beim Stillen als alleinige Nahrungsquelle, die primäre Wunscherfüllerin des Neugeborenen, und das verlangende oder hilfsbedürftige Schreien ihres Babys ist für sie ein „imperatives Mandat“. Selbst das größer werdende Baby darf noch lange Zeit praktisch alles tun: nicht nur nach dem Gestilltwerden anschließend seiner Mutter in den Busen erbrechen, sie nachts mehrmals aufwecken, die gerade neu angelegte frische Windel vollkacken, und was sonst noch mehr, sie kann ihm dann nicht böse sein. Aber dann kommt mit dem Größerwerden irgendwann die Zeit, wo sich aus kindlichen Bedürfnissen und Nöten so etwas wie eine kindliche Ansprüchlichkeit herausbildet, die von

manchen Menschen bis ins Erwachsenenalter beibehalten wird: „Ich will Alles, und zwar sofort!“, und wo sich ein Kind gegenüber seiner Mutter etwas herausnimmt, was **sie** in wirkliche Not bringt, und wo das Kind dann auch noch wütend wird, wenn sie ihm das verweigert oder sich wehrt. Ich habe diese Problematik vor Jahren einmal unter dem Titel „Das autoritäre Kleinkind“ in einer Veranstaltung der Volkshochschule vorgetragen und an der folgenden Szene, die eine mit uns befreundete Mutter selber berichtet hatte, dem vorwiegend aus Müttern zusammengesetzten Auditorium illustriert: es ging um einen kleinen Jungen im Kindergartenalter, der seiner Mutter ans Bein pinkelte, weil sie seinem Drängen („ich will aber ...!“) nicht gleich nachkam. Nachdem sie seine warme Pisse an ihrem Bein spürte, sagte sie um Fassung ringend zu ihm: „Du, so sollte man aber wirklich nicht miteinander umgehen, man kann doch darüber reden, wenn man verschiedener Meinung ist!“ oder so ähnlich. Vergleichbare Vorfälle konnten einige Mütter in der anschließenden Diskussion aus eigener Erfahrung berichten. Der in falscher Rezeption der Psychoanalyse von seiner Mutter vor allen Frustrationen bewahrte Junge lernt geradezu das Grosstun und Angeben, lässt sich bedienen, hängt nur noch rum, und ersetzt die sozial erwünschte konstruktive Aktivität durch ein aggressives Agieren in der Identifizierung mit männlichen Helden und Siegern und schließlich mit dem allmächtigen Gott, der nun wirklich kein Ausbund an Toleranz und Fairness ist.

Wenn ich hier gegen eine Vermeidung jedweder Frustration und gegen eine antiautoritäre Generalerlaubnis argumentiere, dann heißt das natürlich nicht, dass ich für eine von Verboten bestimmte Erziehung plädiere. Denn es hat sein Gutes, wenn Kleinkinder ihren Eigenwillen entwickeln und gegen Widerstände behaupten, denn das Gegenteil, der automatische Gehorsam, die übertriebene Höflichkeit, das kindliche Duckmäusertum und zwanghafte Liebseinmüssen ist als Fehlentwicklung einzuschätzen, auch bei kleinen Mädchen. Es kann leider schon bei Kindern, psychoanalytisch formuliert, zu „Reaktionsbildungen“ kommen gegen die eigenen aggressiven Motive, bis zum counteraggressiven (analog zum counterphobischen) Agieren, in dessen Übertreibungstendenz die abgewehrten Aggressionsbedürfnisse dennoch verstellt ihr Ventil finden, etwa in einer „Scheißfreundlichkeit“, die in ihrer augenscheinlichen Falschheit nur schwer zu ertragen ist. Dagegen freuen wir uns doch über ein Kind, das beginnt, die eine oder andere Handlung ohne Hilfen „Selber!“, „Alleine!“ tun zu wollen, und wir freuen uns mit ihm, wenn es das immer besser schafft. Aber wegen dem Risiko, dass es beim Selbertun einen schweren Unfall bis zur Todesfolge erleiden kann, ist eine lockere Kontrolle und notfalls Begrenzung des kindlichen Selbertuns nicht nur erlaubt, sondern geboten, und das lässt sich normalerweise einem Kleinkind vermitteln, etwa dass es im Stadtbereich „alleine“ (also nicht an der Hand) laufen darf **nur** auf dem Fußweg und **nur** bis zum Bordstein vor der nächsten Straßenüberquerung. Und wenn eine zunächst aufmerksam folgende Mutter oder der Vater das Kind gerade noch dabei erwischt, dass es alleine über eine verkehrsreiche Straße zu laufen ansetzt, dann muss es eben den Rest des Nachhausewegs an der Hand gehen, bis es bei dieser ersten Verkehrserziehung gelernt hat, am Wegesrand vor der Straße stehen zu bleiben und dort auf die Erwachsenen zu warten.

So etwas ist keineswegs als „Frustration“ zu verstehen, die (nach der frustration-aggression-theory) ein Kind sekundär aggressivieren könnte. Es ist vielmehr das Einüben in eine für Kleinkinder lebenswichtige Selbstverständlichkeit, ähnlich wie Autofahrer gehalten sind, bei „Rot“ zu stoppen, auch wenn gerade kein Verkehr von links oder von rechts zu sehen ist. Der Autofahrer, der dann frustriert ist, sollte besser seinen Führerschein abgeben. Der Nutzen auch von begrenzenden Selbstverständlichkeiten ist von Adepten einer psychoanalytisch begründeten Erziehungsideologie über Jahrzehnte übersehen worden. Meine Kritik richtet sich aber nur gegen bestimmte, inzwischen obsolet gewordene Theorien der frühkindlichen

Entwicklung und deren Ideologisierung über die Pädagogik bis zur „antiautoritären“ Kinder- und Schülererziehung, und wohlgerichtet nicht gegen empirisch weiterentwickelte Behandlungsmethoden der Psychoanalyse, die das Traumerleben gebührend zur Problemerkennung und als virtuelle Einübung in neue Verhaltensmöglichkeiten nutzen.

Problematisch war auch, dass die Aggressivität, wenn sie bei Kindern zu beobachten war, nicht als solche bezeichnet werden durfte, und sie wurde daher nicht als zentrale Symptomatik diagnostiziert und nicht gezielt behandelt. Die Tabuisierung (statt: Zivilisierung) der Aggressivität auch im Bereich innerfamiliärer Beziehungen hatte eher schädliche Folgen. Der lange Zeit verwendete Begriff „Schwererziehbarkeit“, vor allem auf Jungen im Schulalter bezogen, machte einen gewissen Fatalismus deutlich: solche Jungen konnten anscheinend zumindest von ihren Eltern nicht erzogen werden und wurden nach einer Heimerziehung mit ungewissem Erfolg in die anschließende Karriere als Klein- oder Großkrimineller entlassen und dann (eher juristisch als psychologisch) als „delinquent“ diagnostiziert. Die lebensgeschichtliche Kontinuität solchen Verhaltens fiel denen, die sich nur mit einer Altersgruppe befassten, zunächst gar nicht auf. In ihrer neurosenpsychologischen Fixierung auf Sexualverdrängung und Angst haben viele Psychologen die Thematik der Aggressivität von Delinquenten und deren „Behandlung“ den Strafvollzugsanstalten überlassen, und die theoretische Durchdringung dessen, was zu ihrem abweichenden Verhalten geführt hatte, war dann sträflich vernachlässigt worden.

5.6.4. Soziopathische Erwachsene

Dieser Persönlichkeitstyp ist am ehesten unter Männern anzutreffen, die in früheren Zeiten als Psychopathen und vor Jahrzehnten als Soziopathen bezeichnet wurden, und inzwischen als Personen mit „antisozialer Persönlichkeitsstörung“. Übrigens: Können Störungen antisozial sein? Es sind doch eher Menschen, die sich antisozial verhalten! Antisozial ist insbesondere die Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Empfinden, den Interessen, dem Leiden und sogar dem Überleben anderer Menschen, auch die geringe Neigung und Fähigkeit, im Interesse eines Anderen zu handeln und ihn zu unterstützen. Das liegt keineswegs an einer etwa zu geringen Einfühlungsfähigkeit, denn der soziopathische Hochstapler und Heiratsschwindler, der Betrüger und Erpresser kann sich sehr wohl in andere Menschen einfühlen, nur eben um diese um so rücksichtsloser ausnutzen zu können.

Andererseits kann der soziopathische Gewalttäter extrem dünnhäutig sein, wenn er eigene Interessen gefährdet sieht; er fühlt sich leicht beleidigt – um ihn zu kränken genügt ein Blick oder eine harmlose Anspielung -, er reagiert dann sehr empfindlich zumindest mit bitteren Vorwürfen, aber ggf. auch mit Tätlichkeiten. Die fast reflektorische Abwehr von allem, was er als Kritik an seiner Person auffasst, ist verbunden mit einem Mangel an Selbstkritik. Statt eigene Fehler sich selbst zuzurechnen (Selbstattribuierung) und sich „an die eigene Nase“ zu fassen, weicht er auf die Fremdattribuierung alles Negativen aus. An allem sind Andere schuld. Auch für sein eigenes Versagen macht er äußere Umstände, Zufälle und vor allem andere Menschen verantwortlich. Er kann richtig leiden unter dem, was seiner Meinung nach andere Menschen ihm angetan haben. Wenn er, eher unter äußerer Nötigung als aus eigener Krankheitseinsicht oder gar aus der Bereitschaft zur Selbstveränderung, bei einem Psychoanalytiker gelandet ist, kann er mit dessen Hilfe über lange Zeit seinen Vater beschuldigen, der ihn in seiner Kindheit und Jugendzeit unterdrückt habe, oder schließlich alle Schuld der ihn in seiner frühesten Kindheit frustrierenden Mutter zuschieben, ohne die geringste Bereitschaft, an sich selbst zu arbeiten und sich selber zu ändern.

Eine andere Bedingung für aggressives Verhalten könnte sein, dass ein sozial isolierter und schon seelisch kranker Einzelgänger, der vom Schicksal gebeutelt wurde, eher ein Verlierer als ein Fanatiker, sich immer wieder in private Rachephantasien versteigt und seinen Hass mit Vorwürfen gegen Menschen nährt, die er für seine Misere verantwortlich macht. Solche Einengung kann Rache zu einer überwertigen Idee („idée fixe“) werden lassen, die das Bewusstsein einer Person so ausfüllt, dass sie schließlich ihr Verhalten völlig beherrscht. Wenn solcher Hass ganz im Stillen gehegt wird, ohne im Gespräch mit Anderen geäußert werden zu können, entzieht er sich aller Konfrontation mit der Realität und gewinnt eine Eigenplausibilität bis zur Wahnidee, die schließlich auch durch vernünftige Argumente nicht mehr entkräftet werden kann. Der Zugang zu Waffen und eine akute Eskalation sozialer Konflikte kann dann dazu führen, dass angestauter Hass in einer Wahnsinnstat explodiert, auch in einem blindwütigen Amoklauf, in dem der Einzeltäter eine ganze Schulklasse oder Gruppe von Menschen, so viele wie er in begrenzter Zeit erreichen kann, töten oder wenigstens verletzen kann. Der Anlass, der eine solche Explosion ausgelöst hat, ist vielleicht nur ein letzter kleiner Funke, aber nicht die eigentliche Ursache.

Soziopathisches Verhalten kann sich auch politisch behaupten, vor allem in unruhigen Zeiten und instabilen (anomischen) Verhältnissen. Als Anomie (griech.: „Gesetzlosigkeit“) bezeichnet man einen Zustand mangelnder Anpassung an soziale Normen oder deren zeitweise Abschwächung bis zum anscheinend völligen Fehlen. Sie tritt vor allem in Zeiten eines beschleunigten sozialen Wandels auf und äußert sich in einer spürbaren Zunahme abweichenden, speziell auch soziopathischen Verhaltens. Verträge werden dann nicht mehr eingehalten, werden nachträglich annulliert, zumindest durch nachträglich eingeführte Bedingungen und eigenmächtige Ausnahmen und eigenwillige Interpretationen so weit abgeschwächt, dass der weniger rücksichtlose Vertragspartner sich nicht mehr auf sie berufen kann. Diesem kann es passieren, dass er selber zum Vertragsbrecher erklärt wird. So wandelt sich ein Vertrag, der eigentlich als Ausdruck gegenseitigen Vertrauens gemeint war oder zumindest vertrauensbildend wirksam sein sollte, selber zur Streitsache, in welcher der Stärkere zu siegen versucht, um dann wieder der alleinige „Bestimmer“ zu sein. Unter „Warlords“ siegt ohnehin der gerade Stärkere, bis er sich anderen Koalitionen als unterlegen erweist. Der Mafioso bedient sich einer ähnlichen Praxis: er macht „ein Angebot, das man nicht ablehnen kann“. Verhandlungsgeschick und die gemeinsame Suche nach der sachlich angemesseneren Problemlösung kann dann auch durch das Aushandeln einer genügend hohen (vom Geber her gesehen: möglichst niedrigen) Bestechungssumme ersetzt werden. Auch für das Ausmaß der Korruption gibt es ein Länder-Rating, bisher mit Nigeria an der Spitze der Skala.

5.7. Das Borderline-Syndrom: „Grenzfälle“ oder psychische Kernstörung?

5.7.1. Vorbemerkung

Extreme Aggressivität kann auch Symptom einer Epilepsie, einer Tollwut-Infektion oder einer Geisteskrankheit sein. In früheren Zeiten wurde sie dann als Tobsucht bezeichnet. Unter den Geisteskrankheiten ist das Aufkommen von Aggressionen besonders für die Schizophrenien relevant. Dieser Plural (statt: „die“ Schizophrenie) ist vorzuziehen, da es in diesem Bereich verschiedene Störungsarten gibt, die nicht eindeutig nur einer Krankheit zugeordnet werden können, obwohl bei allen die Realitätsferne des Verhaltens bzw. die Traumnähe des Erlebens, bis zu alptraumhaften Verfolgungsängsten, eine wichtige Rolle spielt. In diesem Störungsbereich gibt es Krankheitsbilder wie die Katatonie, in der es ganz akut zu schweren Erregungszuständen bis zur Gemeingefährlichkeit kommen kann, die nach

mehr oder weniger langer Zeit eines schizophrenen „Schubs“ wieder abklingen können. In etwas anderer Weise kann bei der manisch-depressiven Gemütskrankung, insbesondere in der manischen Phase, eine gereizt-erregbare Grundstimmung aufkommen. Ansonsten ist die Manie einem Motor zu vergleichen, der im Leerlauf dennoch mit Vollgas in hoher Drehzahl rotiert und schließlich vollends durchdreht. Um in diesem zugegebenerweise etwas schiefen Bild zu bleiben, gleicht die Depression einem Blockiertsein der Bremsen oder des Motors wie bei einem Kolbenfresser. In der psychotischen Depression kommt es jedenfalls zu quälenden Gefühlen der Leere und untröstbaren Schwermut, zu einer mimisch-gestischen Versteinerung, wo sich die Aggression nur noch gegen die Person selbst richten kann.

5.7.2. Das „Borderline Syndrom“

In manchen Fällen ist solche Symptomatik in nur geringem Grade ausgebildet, so dass dann die Diagnose einer Geisteskrankheit oder Gemütskrankung nach Möglichkeit vermieden wird und stattdessen vom Grenzfall („borderline case“) die Rede ist, der sozusagen an der Grenze zwischen seelischer Gesundheit und Geisteskrankheit steht und deshalb sein nicht mehr ganz normales, aber doch noch nicht wirklich pathologisches Erleben und Verhalten psychiatrisch schwer einzuordnen ist. Es gibt verschiedene Klassifizierungen solcher Grenzfälle, auch abhängig von der theoretischen Grundorientierung des Autors, die eher psychoanalytisch oder eher psychiatrisch sein kann, und abhängig von der Nähe der individuellen Symptomatik zu einer bestimmten, schon psychiatrisch definierten Krankheitseinheit, etwa zu den Schizophrenien, oder zur Manie, und außerhalb der Psychosen zur Soziopathie oder auch zu den verschiedenen Neurosen. Eine solche Klassifizierung findet man schon in dem Buch von R. R. Grinker, B. Werble and R. C. Drye: *The Borderline Syndrome. A behavioral study of ego functions* (Basic Books, New York, 1968).

Neben spezifischeren Störungsarten wie „Psychotic Border“ und „Neurotic Border“ identifizierten sie eine Gruppe von Patienten, die sie als „Core Borderline“ bezeichneten, was zunächst als ein Widerspruch in sich selbst erscheint, denn eine Grenze (border) hat nicht als solche schon einen Kern (core), sondern höchstens einen Verlauf, und der Kern ist zwar begrenzt, aber nicht mit seiner Grenze identisch. Bei genauerer Analyse stellt sich diese Wortwahl jedoch als zumindest sinnvolle Hypothese heraus, die in Nachfolgearbeiten m. E. nicht genügend aufgegriffen wurde. Ich selber will sie zum Ausgangspunkt meiner folgenden Überlegungen machen, zunächst in einem ganz formalen Sinn, und zwar mit der Forderung, dass eine spezifische psychische Störung nicht allein durch ihre akut vorherrschenden Einzelsymptome definiert werden sollte, sondern durch ihren **Verlauf** mit einer ggf. charakteristischen Abfolge solcher Merkmale.

Zur Realisierung dieser Forderung beziehe ich mich nicht auf das von den genannten Autoren dargebotene Material, sondern auf eine im Internet zugängliche Literaturübersicht über „Borderline-Störung“, in der die Autorinnen Ellen Bröker und Adelheid Kühn (Psychologisches Institut der Universität Tübingen) die bis 2001 vorliegende Literatur über dieses Syndrom verwertet haben, ergänzt mit einzelnen diagnostischen Kennzeichen der ICD 10 (F6) der International Classification of Diseases (Internationale Klassifikation der Krankheiten). Aus dem in diesen Quellen ausgebreiteten Material greife ich Formulierungen heraus, die ich in Anlehnung an die Beschreibung des „Core Borderline“-Typus und noch weiterführend in einen übergreifenden theoretischen Zusammenhang einordne.

5.7.3. Exkurs: Wütende Kleinkinder

Ich beginne die Verlaufsschilderung mit einem kleinen Exkurs, und zwar mit der Feststellung, dass bei schon erwachsenen Menschen ein Bedürfnis aufkommen, weiter bestehen und sich verstärken kann, das bei kleinen Kindern sehr verbreitet ist, nämlich eine Beziehungsperson, in der Regel die Mutter, ganz für sich allein haben zu wollen und mit niemandem teilen zu müssen, auch nicht mit dem Ehemann oder Lebenspartner der Mutter oder mit einem nachgeborenen Geschwisterchen. Der mit Eifersucht befürchtete, ja manchmal schon akut drohende Verlust der Mutter (oder eines Ersatz-Elter) kann im Kind extreme Wut gegen die tatsächliche oder auch nur phantasierte Konkurrenz aufkommen lassen, eine Wut, die sich auch gegen die Mutter richten kann, die diese Konkurrenz offenbar zugelassen und sich damit als „Verräter“ des seiner Einzigkeit beraubten Erstgeborenen erwiesen hat, die dessen Ansprüchen wegen Nichterfüllbarkeit nicht mehr voll nachkommt und dessen Triebwünsche frustriert (enttäuscht). Dann können kleine Kinder sehr wütend werden und ihren eigenen Willen mit allen Mitteln durchzusetzen versuchen. So können sie mit lautem Schreien das Mitleid aller Umstehenden wecken, was ziemlich unfair ist etwa gegenüber einer Mutter, die in einer Schlange vor einer Kasse des Supermarkts steht, vielleicht noch mit dem jüngeren Geschwister des Kleinkinds auf dem Arm, und der in dieser Situation nichts anderes übrig bleibt, als dem Willen des erpresserisch schreienden älteren Kindes nachzugeben. Ich selber habe mich, wie sich meine älteren Geschwister erinnern können, als Kleinkind mit Erfolg als „Sperrminorität“ verhalten, wenn unsere Eltern abends mal ausgehen wollten: ich sperrte mich mit starr ausgestreckten Armen und Beinen dagegen, ausgezogen und ins Bett gebracht zu werden, und geriet dabei in einen Wutanfall, der im Kasseler Dialekt als „Wutegiekel“ (Wut-Gockel, also zorniges Hähnchen) bezeichnet wurde. Schon ein Kind kann demnach sehr aggressiv sein, aber es fehlen ihm noch die Kräfte, seine Wut in eine Vernichtungstat umzusetzen.

Anders ist es, wenn Kinder Zugang zu Fremdkräften haben: Bewaffnete Kindersoldaten können besonders dann skrupellos handeln, wenn ihre Opfer wehrlos (weil unbewaffnet oder schon gefangen genommen) sind. Ein Kindersoldat braucht dann nur noch zu wissen oder gelernt zu haben, wie er sich selber gegen den Rückstoß seiner Waffe schützt, und kann dann den Abzugshebel seiner Waffe betätigen, und schon hat er einen Feind „alle gemacht“. Erst die Waffe lässt einen prospektiven Täter richtig gefährlich werden, das macht ihre große Attraktivität aus, attraktiv vor allem für ballernde Jungen, männliche Jugendliche und sogar noch erwachsene Männer. Frauen werden durch Machtzuwachs nicht gleichermaßen gefährlich. Das kann man daran sehen, dass Busfahrerinnen, die mit der Servolenkung die größten Busse durch den Stadtverkehr bugsieren können, dennoch weiterhin die Verkehrsregeln beachten. In Marburg sind sie keine seltene Ausnahme mehr. Offenbar haben sie sich als unaggressive und besonnene Fahrerinnen bewährt.

Zurück zur erwachsenen Borderline-Persönlichkeit: ihr Verhalten zeigt oft kindliche Affekte verbunden mit der Intensität, aggressiven Durchsetzungskraft und Ausdauer eines Erwachsenen. Von Menschen mit borderline-artigen seelischen Störungen heißt es, dass sie ein ausdauerndes bzw. immer neu aufkommendes Verlangen nach der Zuneigung einer bestimmten Person haben, und von dieser als ein ganz besonderes und einzigartiges Wesen geliebt und anerkannt werden wollen und auch erwarten, von ihr immer bevorzugt und gut behandelt zu werden, bei ihr wenigstens immer volle Aufmerksamkeit zu finden. Sie suchen die Nähe eines Menschen, sehnen sich nach einer engeren Beziehung zu ihm, und ziehen nur hilfswiese die Gesellschaft mehrerer Menschen dem Alleinsein vor, das sie nur schwer über längere Zeit aushalten können. Wenn sie auf Gegenliebe stoßen, können sie sehr

kontaktbedürftig und überaus anhänglich sein, und das ist dann für beide Partner zunächst ganz erfreulich.

5.7.4. Sich verlieben und sich verhassten: Prägungen

Ein solches Verhalten ist besonders typisch für die Anfangsphase einer sexuellen Beziehung, für das Verliebtsein, im positiven Falle von dem (der) Geliebten erwidert, mit Glücksgefühlen verbunden, aber auch mit der Ausblendung negativer Gefühle, so dass die geliebte Person in Richtung auf positive Werte idealisiert und wie in einer Erwählung „in den Himmel gehoben“ wird, was späteren Enttäuschungen den Boden bereitet. Mit beiderseits starken Wünschen nach Nähe gehen Verliebte gern „Hand in Hand“, und demonstrieren damit auch für die interessierte Öffentlichkeit, dass sie „ein Paar“ sind, jedenfalls „miteinander gehen“. Es erscheint so, als hätten sich beide gegenseitig an Kindes Statt angenommen und quasi adoptiert, und zwar so, dass beide zugleich und abwechselnd fürsorglicher Elter und geliebtes Kind sein können, was beim einander Umarmen, Knuddeln und Küssen keinen Unterschied macht. Bei vorübergehender Abwesenheit der geliebten Person müssen sie ständig an sie denken und sehnen sich sehr nach ihr.

Es gibt interindividuelle Unterschiede in der Intensität eines solchen Wunsches nach Nähe, vom scheuen Anbeten bis zur stürmischen Inbesitznahme des (der) Geliebten bzw. völligen Abhängigkeit von ihm (ihr), von leisen Andeutungen, nach außen hin noch verschwiegen, bis zu einer auch in der Öffentlichkeit frei geäußerten engen Verbundenheit, jeweils abhängig von dem habituell stärkeren Temperament oder akut gesteigerten Antrieb des einen oder anderen Partners oder von beiden. Die frei und impulsiv geäußerte Zuneigung des einen kann auch im anderen Partner starke positive Gefühle wecken und bei beiden dazu führen, dass sie ihren noch weiter gehenden Wünschen nach sexueller Vereinigung bei nächster Gelegenheit nachkommen, ohne irgendwelche Konsequenzen zu bedenken. Das macht die Ähnlichkeit des Verliebtseins mit einer Drogen- oder Medikamenten-Sucht aus, deren Befriedigung als so lustvoll erlebt wird, dass der Drang nach nächstmöglicher Wiederholung oder besser noch unendlicher Dauer unbezähmbar wird.

Das Sichverlieben hat mit seiner zunächst nachhaltigen Fixierung an eine einzelne Person eine gewisse Ähnlichkeit mit dem an Jungtieren beobachteten Effekt der „**Prägung**“, wobei in einer sensiblen Phase (bei Jungvögeln direkt nach dem Ausschlüpfen) eine weitgehend beliebige Person, etwa auch der den Jungvogel fütternde Biologe, zur Mutterfigur wird und bleibt, so dass der inzwischen flügge gewordene Vogel weiterhin seine Nähe suchen und zu ihm zurückkehren wird. Ich selbst habe als Laborant eines Tierpsychologen erlebt, dass ein von mir aufgezogener Jungstar bei jeder Gefahr, etwa wenn ein Fremder den Raum betrat, mir auf den Kopf oder auf die Schulter flog und bei mir Schutz suchte. Der Vogel hatte mich gleichsam als Muttervogel (mit einer wenn auch sonderbaren Gestalt) adoptiert, und ich hatte ihn zu meinem Lieblingsstar erkoren. Auf der anderen Seite gibt es, wiederum schon im Bereich tierischen Verhaltens, das Phänomen, dass auf dem Wege über Warnrufe und Sichwegducken der Elterntiere ein ggf. harmloses anderes Wesen auf Dauer zum arg bösen Feind der Jungtiere wird, die wiederum diesen Fehlalarm an ihre Nachkommen weitergeben können, so dass dieses Objekt des Schreckens seinen Makel nicht mehr los wird. Ein so zum Feind erklärter Raubvogel, etwa eine aus dem Tagschlaf aufgeschreckte Eule, kann dann von einem Schwarm Singvögel regelrecht verfolgt (die Ornithologen sagen: „gehasst“) werden. In Analogie zum Sichverlieben nenne ich so etwas, was auch ohne Zutun anderer in Gang kommen kann, ein „**Sichverhassten**“, das ggf. plötzlich geschieht, aber auf Dauer bestehen bleiben kann.

Es gibt auch unter Menschen ein solches Sichverlieben oder Sichverhasen, eine (positive oder negative) Fixierung auf eine bestimmte Person, verbunden mit einer Einschränkung sonstiger Beziehungsmöglichkeiten. Im Unterschied zur Prägung des Jungtiers auf seine Mutter und zur kaum noch veränderbaren Fixierung auf Schemata der Feind- bzw. Beutetiere sind solche Phänomene bei Menschen weniger dauerhaft, was offenbar besonders für das Verliebtsein gilt. Zur nachträglichen Fixierung solcher Einstellungen, besonders von Hassgefühlen, trägt bei Menschen in besonderem Maße die Sprache bei, die einerseits aktuellen Gefühlen Dauer verleihen kann, andererseits aber in der Form von Verboten (Tabus) erschwert oder verhindert, mit den einmal als negativ erfahrenen oder auch nur als negativ hingestellten Personen doch noch positive Erfahrungen zu machen.

5.7.5. Der Anspruch, ganz allein geliebt zu werden

Es kann auch sein, dass ein durch Verliebtheit gesteigertes Wohlgefühl und der Anspruch, es auf Dauer weiter erfahren zu können, über das in sonstigen Beziehungen zwischen Erwachsenen normalerweise vorfindbare Maß weit hinausgehen, dass also der (die) Geliebte zum auf Dauer festgehaltenen Ersatzobjekt wird für in der Kindheit erfahrene oder auch vermisste Beziehungen zur eigenen Mutter oder auch zum Vater. Dann wird von der geliebten Person eine hoch belastbare Geduld erwartet, eine bedingungslose Unterstützung eingeklagt, ein vorweg volles Verständnis auch für kleinere oder größere Sünden und Schwächen. Das kann zwar ein starkes Sicherheitsgefühl vermitteln, lässt aber auch den Wunsch nach unbegrenzter Duldung auch von eigenem Fehlverhalten und nach einer uneingeschränkten Bereitschaft zur beliebig ausweitbaren Versorgung aufkommen. Das macht den regressiven Charakter solcher Beziehungswünsche aus, das Infantile des Besitzanspruchs.

Borderline-Personen können mit ihrem recht bestimmten Auftreten und auch Charme die Fähigkeiten und Stärken anderer Menschen gut für sich nutzen, um damit die eigenen Ziele besser zu erreichen. Sie können andere Menschen überzeugen und beeinflussen. Es geht ihnen darum, ihren eigenen Willen durchzusetzen und zu versuchen, in diesem Sinne ihre Beziehungspersonen zu manipulieren (deren Verhalten zu bestimmen) und zu kontrollieren (deren Verhalten zu überwachen). Um der eigenen Vorteile willen neigen sie dazu, andere Menschen auszunutzen. Gegenüber Vorschlägen anderer verhalten sie sich unkooperativ und stur. Sie übernehmen gern das Kommando, versuchen jedwede Angelegenheit in ihrem Sinne zu regeln, ohne dabei auf die Interessen anderer Rücksicht zu nehmen, und kommen in Machthierarchien gern ganz nach oben, ganz unabhängig davon, ob andere Menschen das überhaupt gut finden, es wünschen oder etwa in freier Wahl selbst herbeizuführen versucht hätten. Sie genießen ihre Macht über andere, sind rechthaberisch und streitsüchtig.

Solches Verhalten kann in der Abfolge mehrerer Generationen wiederholt auftreten, ggf. auf genetischer Basis, was das sthenische Temperament und das von daher begründete Dominanzstreben und den Machtanspruch betrifft, und zwar bei Frauen ebenso wie bei Männern. Es kann zusätzlich „memetisch“, also über sprachliche Tradierung, auf die nächste Generation übertragen werden, beispielsweise über die erfolgreiche Nachahmung eines als erfolgreich imponierenden elterlichen (väterlichen oder mütterlichen) Modells der Selbstdurchsetzung gegenüber dem nachgiebigeren Ehepartner. Die dann in der Generationenfolge ebenfalls wiederholt auftretende Neigung zu extremer Eifersucht ist dann eher die nachträgliche Folge einer solchen Grundausstattung.

Der starken Bedürftigkeit der Borderline-Persönlichkeit nach Nähe und Zuwendung, aber auch nach Selbstdurchsetzung, entspricht komplementär eine gleichermaßen übermäßige Empfindlichkeit gegenüber Zurückweisungen und gegenüber allem, was sie als Kränkung oder ganz allgemein als Frustration empfindet. Stark frustrierend ist für sie schon, wenn sie das Gefühl hat, dass ihre impulsiven Handlungen durchkreuzt oder behindert werden. Das plötzliche übelnehmerische „Einschnappen“ und Beleidigtsein ist ein relativ stabiles Merkmal des Borderline-Typs. Man muss dann aufpassen, was man ihm sagt, und kann manchmal nicht nachvollziehen, welche Laus ihm gerade über die Leber gelaufen ist. Vorsicht, Minenfeld! Auf alle ihn negativ berührenden Ereignisse reagiert er sehr emotional und außerdem lange nachtragend, und so kann eine kleine und unbedachte Äußerung des Partners zu einer riesigen Beleidigung oder Enttäuschung anwachsen, besonders wenn dadurch der immer größer werdende Anspruch auf Alleinbesitz des Partners und auf Alleinbestimmung über ihn in Frage gestellt wird.

5.7.6. Eifersucht

Schon ein Kleinkind kann seiner Mutter mit ständigen Wünschen und sogar Forderungen und entsprechend auch Enttäuschungsreaktionen und Quengeleien arg zusetzen. Erst recht kann ein infantil gebliebener oder auf eine kindliche Stufe des Erlebens und Verhaltens regredierter Erwachsener mit seiner Ansprüchlichkeit, seinen Forderungen nach Nähe und Zuwendung, vor allem nach Verfügbarkeit über den Partner diesem sehr auf die Nerven gehen. Bei solch infantilem Machtanspruch vertragen es Borderline-Personen beider Geschlechter nicht, wenn der Partner auch nur die selbstverständlichsten sozialen Beziehungen mit anderen Personen aufrechterhält, was ganz unvermeidbar ist, vor allem wenn der Partner als Erwachsener durch seinen Beruf viele soziale Kontakte hat und diese auch weiterhin pflegen muss und möchte. Das gilt natürlich auch für seine persönlichen Beziehungen mit Angehörigen und alten Freunden, einmal ganz abzusehen von alten Freundinnen. Dann versucht der (die) Eifersüchtige solche Außenbeziehungen detektivisch zu kontrollieren und darüber hinaus zu stören, ja zu unterbinden. Vor allem wenn er (sie) in eine akute Angst vor dem Verlassenwerden gerät, neigt er (sie) dazu, den Alleingeliebtheits-Anspruch erbittert zu verteidigen, um damit ein vielleicht nur subjektiv vorgestelltes Alleingelassenwerden zu verhindern. Aber wenn die Beziehung dann doch ins Kippen kommen sollte, kann sich eine Frau um so enger und fordernder an ihren Mann anklammern.

Das alles kann beim eifersüchtig in Anspruch genommenen und detektivisch bewachten Partner zu aversiven Reaktionen, zur Distanzierung und sogar zum Fluchtversuch führen. Das wiederum bewirkt ein um so intensiveres und schließlich aggressiv verstärktes Festhalten des Flüchtigen. Dann setzt die (der) Eifersüchtige in regressiv-kindlichem Allmachtsanspruch alle Kräfte ein, um die immer noch geliebte, aber inzwischen auch schon gehasste Beziehungsperson für sich zu erhalten und zurückzugewinnen, was wegen der Unangemessenheit der Mittel eher nicht gelingen kann.

Solche Eifersucht sollte nicht als ausschließlich sexuell motiviert missverstanden werden. Sie richtet sich nämlich nicht nur gegen Konkurrenten, die dem eigenen Geschlecht des (der) Eifersüchtigen angehören, sondern kann sich auch gegen Familienangehörige, Freunde, Kollegen, Kunden, Klienten, Patienten etc. des Partners richten, gegen dessen Berufsarbeit (vor allem wenn sie ihn stark in Anspruch nimmt), gegen sein Hobby, seine sonstigen Interessen, eigentlich gegen alles, was dem Partner lieb und wert sein könnte. Die vom Eifersüchtigen eingeklagte und erbittert verteidigte Ausschließlichkeit der Partnerbeziehung kann vielleicht am besten auf die folgende Formel gebracht werden: „Du sollst keinen

anderen Liebling neben mir haben, auf dass es mir wohl ergehe auf Erden“. Die bis auf kleine Nuancen große Ähnlichkeit mit dem ersten Gebot des Dekalog ist von mir beabsichtigt. So setzt sich in beiden Fällen die Infragestellung der Verfügungsmacht über den Partner und dessen drohende Abwendung dann in heftige Eifersuchtsreaktionen des bisher Alleinbestimmenden um, bis zu schlimmsten Beschimpfungen und Racheaktionen, wenn der nun nicht mehr abhängige Partner nicht zur Umkehr bzw. Rückkehr bewegt werden kann.

Aber das Objekt der besitzergreifenden Liebe kann als Objekt der Eifersucht erhalten bleiben und schließlich in seiner Unersetzbarkeit zum Objekt eines lange Zeiten überdauernden Hasses werden, von dem der Liebende, Eifersüchtige, Hassende nicht mehr los kommen kann. Er bleibt mit diesem Objekt unlösbar verhakt und verschweißt, auch wenn die so zum „Objekt“ gewordene Person damit gar nicht einverstanden ist oder bleiben kann. Dann kann sie weiterhin in der Form des „Stalking“, mit einem Telefonanruf nach dem anderen, mit Liebe oder Eifersucht oder schließlich nur noch mit Hass verfolgt werden. Sie sollte aber ihrerseits vermeiden, sich selber überhaupt erst mit einem derart bedrängenden Menschen emotional einzulassen. Das ist leichter gesagt als getan.

5.7.7. Partnerkonflikte und Streitehe

Während von der Borderline-Person eine ausschließliche Beziehung eingeklagt wird, ist sie ihrerseits in ihrer Beziehungsfähigkeit nicht verlässlich oder beständig. Leichte Enttäuschungen lassen sie nach anderen, bereitwilliger wunscherfüllenden „Objekten“ Ausschau halten, und daher sind ihre zwischenmenschlichen Beziehungen vor allem im frühen Erwachsenenalter chronisch instabil und auch chaotisch. Auf eine machtvolle Durchsetzung eigener Wünsche kann vor allem bei Frauen die völlige Unterwerfung unter die Wünsche und Forderungen eines starken Partners folgen, wobei dann in das eigentlich kindlich-regressive Geschehen auch starke sexuelle Antriebe einfließen können, so dass wegen der geringen Impulskontrolle unbesonnen und kurzschlüssig auch neue oder parallele Beziehungen aufgenommen werden, als Ersatz für eine gescheiterte Beziehung oder auch „aus Rache“ oder „zur Strafe“. Das kann dann zu sehr stürmischen Partnerkonflikten und bei Fortbestand der Ehe zu deren Einengung auf eine „Streitehe“ führen. Durch Triebausbrüche und impulsives Agieren ist das Verhalten dann stark von intensiven Stimmungsschwankungen abhängig, es erscheint Außenstehenden als launisch oder, meist auf eine Frau bezogen, als zickig. Dann können Emotionen, Affekte und Impulse nicht genügend reguliert oder gesteuert werden, bis zum völligen Kontrollverlust, wenn die Eifersucht und dadurch ausgelöst die Wut explodiert und jede Selbstbeherrschung versagt.

Wenn ich im bisherigen Text oftmals zwischen „er“ und „sie“ und vergleichbaren auf den Geschlechtsunterschied bezogenen Wörtern abgewechselt hatte und dies auch weiterhin tun werde, dann ist das teilweise in den von mir übernommenen Formulierungen anderer Autoren begründet. Ich wollte aber keine Einheitlichkeit herstellen, denn trotz der statistischen Feststellung, dass deutlich mehr Frauen (ca. $\frac{2}{3}$ oder mehr aller Borderline-Patienten) als Männer solches Verhalten zeigen, muss jede der Beschreibungen als für Frauen **und** Männer gültig angesehen werden, da beide Geschlechter kindliche Verhaltensweisen beibehalten oder auf sie regredieren können. Meine unsystematisch wechselnde Geschlechtszuschreibung der Borderline-Merkmale trägt dem Rechnung. Man könnte höchstens sagen, dass die Frauen eher anhänglich sind und die Männer eher aggressiv reagieren, aber das kann schon durch den nächsten Fall umgekehrt werden.

5.7.8. Geringe Impulskontrolle und erhebliche Stimmungslabilität

Beiden Geschlechtern gemeinsam kann aber die Neigung sein, gerade aufkommende Impulse ohne Rücksicht auf Konsequenzen oder Kollateralschäden und damit oft verantwortungslos auszuagieren. Sie sind dann nicht in der Lage, sich zu beherrschen und ihre Emotionen und spontanen Impulse in einem Mindestmaß unter Kontrolle zu halten. Schon auf von außen gesehen nichtige Anlässe hin können sie mit plötzlicher Heftigkeit reagieren. Es kann dann zu übermäßigen Gefühlsausbrüchen kommen, von der überfließenden Begeisterung bis zur heftig aufschießenden Wut, oder auch, wie Goethe im „Egmont“ das Klärchen sagen lässt: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“. In beiden Fällen kann das dazu führen, dass sie mit dieser Intensität der Affektäußerungen mit ihrer Umwelt in Konflikt geraten, und in zwar gefühlsbestimmten, aber instabilen zwischenmenschlichen Beziehungen leben. Ihr Gefühlszustand bleibt wechselhaft. Die dadurch bedingte Abfolge von Zerwürfnis und Versöhnung der Partner kann sich über längere Zeit ihrer Beziehung abspielen, ohne dass es gleich zum völligen Beziehungsabbruch kommt. Stattdessen ergeben sich „Wackelbeziehungen“ mit mehrfachen Wiederholungen von Trennung und Rückkehr, meist in dem einen der beiden Partner zu stärkeren emotionalen Krisen führend, wenn er dem hier beschriebenen Borderline-Typus näher kommt. Dieser erscheint dann als „launisch“, seine Verstimmungen treten anscheinend grundlos und ganz unvermittelt auf, und danach kann er wieder „der liebste Mensch“ sein. Solche „Labilität“ der Stimmung bleibt aber für ihn charakteristisch und insofern sogar „stabil“ für sein ganzes Leben; nur im Älterwerden kann die Amplitude der emotionalen Auslenkungen etwas abnehmen. Solche Reaktionen machen nicht nur ihren Beziehungspersonen das Leben schwer, sondern wirken sich auch auf das Selbstbild des Borderline-Menschen aus, der in Grenzsituationen damit konfrontiert ist, dass es ihm an Integration und Beständigkeit mangelt bis zur Identitätsstörung, und auch an klarer Orientierung an Werten und Zielen.

Die Verstimmung kann in einzelnen Fällen bloß vorübergehend (die Mediziner sagen: passager) auftreten, meist nur einige Stunden nachklingen, selten länger als wenige Tage andauern. Das genügt aber, dass bis dahin einiges an Porzellan zerschmissen wurde. Sie kann aber auch krisenhaft aufflammen und sich dramatisch zuspitzen. Kurzzeitige Affektauslenkungen können plötzlich sehr heftig sein, sich zu dissoziativen Reaktionen wie hysterischen Dämmerzuständen verstärken, die dann nachträglich verharmlost oder ganz abgestritten werden, manchmal (in einer retrograden Amnesie) gar nicht mehr erinnert werden können, häufig aber einfach geleugnet werden („Das soll ich gesagt haben? Niemals!“). Gelegentlich kommt es auch zu kurzdauernden psychotischen Episoden mit wahnhaften Unterstellungen, die im günstigen Falle später wieder zurückgenommen werden können. Die Fähigkeit zur realistischen Einschätzung anderer Personen und auch des eigenen Selbst kann dann vorübergehend sehr reduziert sein.

5.7.9. Wut und Hass

Unter der Bedingung einer erhöhten Affektlabilität kann das eifersüchtige Festhalten an einer geliebten und infantil beanspruchten Person umschlagen in eine harsche Zurückweisung von Besänftigungsversuchen und darüber hinaus in eine ohnmächtige Wut über sie und einen tiefen Hass gegen sie. Das geschieht regelmäßig dann, wenn eine zuvor geliebte oder als Elternersatz dringend gebrauchte Person nach ständiger Überforderung sich weigert, diese Rolle weiterhin beizubehalten, was dann als Zurückweisung, Bruch eines Versprechens oder Gelöbnisses und schließlich als Verrat empfunden wird. Auf Grund einer geringen Frustrationstoleranz kann schon milde und durchaus berechtigte Kritik an spontanen und

impulsiven Handlungen oder auch deren fürsorgliche Verhinderung als Angriff gegen die kritisierte Person erlebt werden und dann bei ihr impulsive heftigste Aggressionen auslösen. Auf der Basis einer ohnehin gesteigerten Empfindlichkeit und Reizbarkeit kann dies dann intensiven Ärger bis zur andauernden Gereiztheit und zornigen Erregung aufkommen lassen, die sich in Vorwürfen in einem nicht endenden Redeschwall („Gardinenpredigt“) entladen. Die Abwehr gegen eine solche Schimpfkanonade führt dann nur noch zur weiteren Eskalation. Verteidigungsversuche des verbal angegriffenen Partners können dann bei der Borderline-Person zum nicht mehr kontrollierbaren explosiven Ausbruch einer blinden Wut führen, zu groben und unflätigen Beschimpfungen, die zumindest momentan von der Absicht motiviert sind, die in früheren Zeiten als so positiv erlebte, aber nunmehr zum Gegner oder Feind gewordene Beziehungsperson möglichst tief, im Kern ihres Wesens zu verletzen.

Die normalerweise vorauszusetzende Schwelle für aggressives und auch gewalttätiges Verhalten ist dann extrem herabgesetzt und ein hohes Aggressionspotential frei verfügbar. Wegen der Unfähigkeit des (der) Wütenden, solche Wut zu beherrschen und wenigstens ihre Äußerung zu zügeln, kann es dann ganz unvermittelt zu nicht nur bedrohlichen, sondern gewalttätigen und schließlich zerstörerischen Angriffen gegen den Streitpartner kommen. Insbesondere wenn der schwächere Streitpartner weder den maßlosen Forderungen des Wütenden nachgeben noch die Flucht ergreifen kann, kommt es zu wiederholten Auseinandersetzungen, in denen vor allem das weibliche Opfer körperlichen Angriffen ausgesetzt ist bis hin zu schweren Verletzungen und im Extremfall zur Tötung. Um ihren Willen durchzusetzen, zögern die Borderline-Personen nicht, anderen Menschen seelische oder körperliche Schmerzen zuzufügen. Wenn ihre Partner Anstalten machen, sie zu verlassen, können Männer ihre Frauen verprügeln und ihre Kinder misshandeln. Der Täter selbst kann in ein habituell antisoziales Verhalten (→ Soziopathie) mit einer Tendenz zu streitsüchtigem Verhalten, zu Konflikten mit anderen Personen und zu deren gezielter Schädigung abgleiten bis zur gerichtlich festgestellten und geahndeten Delinquenz, so dass von ihm auch in ärztlichen Unterlagen festgehalten ist: „schon mehrfach mit dem Gesetz in Konflikt gekommen“. Aber auch ohne straffällig geworden zu sein, können Borderline-Personen andere Menschen, besonders ihnen nahestehende Familienmitglieder oder auf andere Weise von ihnen abhängige Menschen, schikanieren, nötigen und bedrohen, seelisch verletzen, erniedrigen und hart bestrafen. Von ihren Untergebenen werden sie als tückische Chefs erlebt.

Andererseits kann selbst ein Totschläger ein kindliches Gemüt haben, kann der im Moment gerade Wütende in guten Zeiten sogar richtig „lieb“ sein, zumindest als ein für Freundlichkeit zugänglicher Brummbär erscheinen. Das verführt nachgerade dazu, seine gelegentlich sogar heftigen Aggressionen über längere Zeiten hinzunehmen und darauf zu hoffen und weiterhin etwas dafür zu tun, dass er sich wieder fängt und beruhigt. Schon daran kann man sehen, dass es in der Regel unzutreffend ist, jemanden als insgesamt „aggressiv“ zu bezeichnen, so als wäre er das pausenlos und immer. Er ist vielleicht nur jetzt gerade so wütend, aber es bleibt die Frage, ob man damit, ohne ein Masochist zu sein, noch umgehen kann oder ob die Flucht und schließlich konsequente Distanzierung von ihm geboten ist.

5.7.10. Uneinsichtigkeit und Schuldabwehr

Während der wütende Borderliner hypersensibel auf die kleinsten Vorwürfe reagiert, sieht er nach seinem Wutanfall keinen Anlass, den heftig beschimpften und schwer beleidigten Partner um Entschuldigung zu bitten. Ein muffelig gemurmertes „’Tschuldigung!“ sollte man nicht als solche gelten lassen. Nach schwerster Beleidigung oder auch körperlicher

Verletzung sollte sich der Täter seine Entlastung nicht auf so billige Weise verschaffen können. Auch die bis in den Bereich der hohen Politik vorgedrungene Unart, mit einem formalen „Ich(!) entschuldige mich(!)“ sich aus der Affäre zu ziehen, kann nicht akzeptiert werden, denn der Täter kann nur den von ihm Verletzten **bitten**, seine Tat zu entschuldigen, und dieser kann die Entschuldigung gewähren oder wenn die Tat zu schlimm war, auch nicht. Entscheidend sind aber nicht Worte, sondern nachhaltige Verhaltensänderungen, ggf. unter Inanspruchnahme einer an diesem Ziel orientierten Psychotherapie. Sie hat aber nur Aussicht auf Erfolg, wenn der Aggressive es schafft, „sich selbst an die Nase zu fassen“, das eigene Verschulden einzugestehen und sich selbst in dieser Hinsicht ändern zu wollen. Aber eben das fällt ihm überaus schwer. Stattdessen bringt es eine Borderline-Person fertig, von der von ihr beschimpften und beleidigten Person zu erwarten, dass **diese** um Entschuldigung dafür bittet, dass sie den (oft nur geringen) Anlass für die maßlose Beschimpfung gegeben hat..

5.7.11. Wie das Opfer damit umgeht

An sich kann ein gerade aufkommender Ärger und sogar eine sich steigernde Wut besänftigt werden. Das können Frauen besser als Männer. Aber sie können das nur wollen und versuchen, wenn sie vom Wütenden nicht allzu sehr verletzt worden waren. Ein tief beleidigter Mensch wird den Beleidiger nicht auch noch trösten können, sollte es auch nicht tun. Eine Deeskalation kann wohl nur von einem Mediator herbeigeführt werden, der bei beiden Streitpartnern gleichermaßen und in etwa gleichzeitig ansetzt. Aber auch der wird sich nicht unbegrenzt in Wut und Hass einzufühlen versuchen, jedenfalls nicht bis zur Unanständigkeit einer Solidarisierung mit einem üblen Straftäter. Das Trösten kann auch schädliche Nebeneffekte haben: wenn jemand für einen Wütenden allzu viel Verständnis aufbringt und seinen Forderungen allzu bereitwillig nachgibt, ist das dazu angetan, seine Machtansprüche zu bestätigen und noch zu steigern, und es bringt den Nachgebenden in die Rolle des Masochisten. Eher kann Widerstand, Distanzierung oder sogar Flucht geboten sein. Auch entschiedene Selbstverteidigung ist im Notfall strafrechtlich erlaubt.

Es ist für das Opfer einer Borderline-Wut auch riskant, den Forderungen des Wütenden nachzugeben und etwa eine eigene „Kriegsschuld“ einzuräumen. Denn dann muss es dafür über lange Zeit „Reparationen“ zahlen, ohne dass der Hass des Borderline-Partners damit repariert werden könnte. Dieser akzeptiert zwar Reparationen, bleibt aber unversöhnlich gegenüber ernsthaften Reparaturversuchen. Sein über den Schwächeren oder Nachgiebigeren errungener Sieg ist demnach ein Pyrrhus-Sieg: er befriedigt die aktuelle Wut, hebt aber den alten Hass nicht auf, sondern steigert sogar noch das Machtgefühl und führt schlussendlich zur Vereinsamung, weil immer weniger Menschen bereit sind, es über längere Zeit mit ihm auszuhalten. Im Konfliktfall neigt er dazu, seine Verantwortung und offensichtliche Schuld auf andere abzuschieben, oder diesen schon vorweg die Schuld zuzuschieben. In bezug auf sein eigenes Verhalten in der Vergangenheit hat er keine Schuldgefühle. Sein über lange Zeit weitergeführtes Dossier enthält nur die Versäumnisse, Vergehen, Schandtaten etc. des Anderen. Es ist auch auf Dauer nicht zu ertragen, vom Hassenden zum Abladen von Frust missbraucht zu werden, den er mit anderen Personen hatte, quasi als Fußabtreter zu dienen und dann selber noch mit Vorwürfen eingedeckt zu werden, obwohl man zunächst noch mit Anteilnahme und Verständnis zugehört und mitüberlegt hatte. Verletzend aggressives Verhalten kann im Opfer berechnete Verteidigungsversuche und bei deren Vergeblichkeit auch Gegenwut und bei chronischer Wiederholung Hass erzeugen, und dies auch bei ansonsten eher sanftmütigen und gelassenen Partnern, die ohne solches Verletztwerden nicht so leicht zu solch negativen Affekten neigen. Aber auch verträgliche und besonnene Menschen können bis zur Weißglut gereizt werden.

5.7.12. Dramatisierungen durch den Täter

Wenn sich der wütend angegriffene Partner nicht mehr wehren kann, bleibt ihm noch der Versuch, sich den Angriffen durch Flucht zu entziehen. Um den dann drohenden endgültigen Bruch der Beziehung zu verhindern, neigt die Borderline-Person dazu, erpresserische Manöver einzusetzen, beginnend mit dramatischen Gesten der Verzweiflung wie unstillbares Weinen, Nahrungsverweigerung, Szenen in der Öffentlichkeit etc., noch verstärkt durch Suizid-Drohungen: „Dann hat das Leben keinen Sinn mehr für mich, dann mach ich ganz Schluss!“ Wenn nämlich eine wütende Person es geschafft hat, ihr akut gehasstes Objekt vollends zu vertreiben, und wenn sie danach ihr Ziel der permanenten Selbstdurchsetzung wegen des Fehlens eines Streitpartners nicht mehr verwirklichen kann, dann kann sich die Wut nicht mehr in einer direkt gegen eine Person gerichteten Aggression äußern. Dann bleibt der Wut und dem angestauten Hass nur noch die Möglichkeit, sich stärker und schließlich nur noch gegen das eigene Selbst zu richten, mit intensiven selbstschädigenden Handlungen, die auch zu manipulativen Zwecken eingesetzt werden, etwa zum vorzeitigen Abbruch der Schul- oder Berufsausbildung kurz vor ihrem durchaus noch möglichen Abschluss, oder indem jemand droht, alles hinzuwerfen, statt eine größere Verantwortung zu übernehmen. Hinzu kommt der Missbrauch erhöhter Dosen von Schlafmitteln und Rauschdrogen, insbesondere Alkohol, mit dem einer sich bis zur Besinnungslosigkeit volllaufen lassen kann, aber auch Fressanfälle, leichtsinniges Fahren, riskantes Glücksspiel etc., insgesamt also autoaggressive und selbstdestruktive Verhaltensweisen mit zugleich manipulativer Absicht („**Du** bist selber dran schuld, wenn **ich** nicht mehr zurechtkomme!“). Solche Dramatisierung entspricht dem, was in den neueren psychiatrischen Klassifizierungen als „histrionisch“ (= schauspielernd) bezeichnet wird, in nur geringem Unterschied zum ähnlich klingenden Wort „hysterisch“ (= demonstrativ agierend, überspannt), das eine ganz andere Wortgeschichte hat, nämlich von griechisch *hystéra* (Gebärmutter) abgeleitet ist, da man früher die Hysterie als typische Frauenkrankheit ansah. Aber auch Borderline-Menschen stehen gern im Mittelpunkt und appellieren in Konfliktsituationen gern an eine weitere Öffentlichkeit, um von ihr Unterstützung zu bekommen.

5.7.13. Depression, Suizidversuch und Selbsttötung

Wenn es über solche dramatischen Vorgänge zum endgültigen Beziehungsabbruch kommt, fällt es der Borderline-Person übermäßig schwer, damit umzugehen. Sie konnte schon während der Partnerbeziehung ein vorübergehendes Alleinsein schwer ertragen, bekam dann leicht eine panische Angst, verlassen zu werden, und wartete ungeduldig auf das Zurückkommen des etwa außer Hause berufstätigen oder eigene Verwandte besuchenden Partners. Das Gefühl des Verlassenseins ist nach einer entschiedenen Trennung noch ungleich stärker („niemand liebt mich!“) und kann zum Erleben extremer Einsamkeit und Hilflosigkeit führen. Die quälende Verzweiflung und Existenzangst kann von innerer Leere, Lustlosigkeit (Anhedonie) und Kraftlosigkeit abgelöst werden, nach außen als andauernd trübe Verfassung und mürrische Verstimmung erkennbar, aber auch als stille Anklage (wie ein „wandelnder Vorwurf“), als hilflose Bedürftigkeit und Versagen gegenüber den Anforderungen des täglichen Lebens. Aber auch in der Depression kann eine Borderline-Person gelegentlich wütend um sich schlagen. Sie neigt dann auch dazu, sich bei all und jedem über ihren Partner zu beschweren und ihn schlecht zu machen. Sie zwingt ihr Gegenüber in die Rolle des verständnisvollen Zuhörers, bei dem sie jeden neuen Frust abladen und ihn als eine Art Fußballtreter nutzen kann, auf dem sie ihren ganzen Tagesdreck los wird. Sie ist aber schwer

tröstbar, weil sie, auch nachdem sie ihre Beziehungsperson vertrieben und dann verloren hat, weiterhin eher wütend auf diese ist, und nicht so sehr auf sich selbst. Von anderen Personen angebotene Hilfen werden dann sogar abgewiesen, und im Zuge eines Rückzugs auf sich selbst kommt es zu einer Selbstentwertung und Selbstvernachlässigung, und es können auch bisher tragfähige andere Kontakte abgebrochen werden.

Unter der emotionalen Belastung durch die Trennung kann es zu selbstverletzenden oder auch suizidalen Handlungen kommen, in der Regel beschränkt auf Suizidversuche. Immerhin können schon Selbstverletzungen lebensgefährlich werden bis zur Selbstzerstörung, etwa wenn jemand nicht nur ein bisschen und nicht ganz ernsthaft die Haut am Handgelenk einschneidet, sondern sich mit einem entschiedeneren Schnitt tatsächlich eine Pulsader durchtrennt und ohne rechtzeitige fachliche Hilfe zu verbluten droht, oder wenn jemand die noch verkraftbare Dosis an Schlafmitteln weit überschreitet. Ein wiederkehrendes suizidales Verhalten gilt als stärkster Vorhersagefaktor für den dann doch einmal „gelingenden“, nämlich zum Tode führenden Suizidversuch, für die vollendete Selbsttötung. Unter Borderlinefällen ist die Rate der Selbsttötungen hoch, in der Literatur wird die Zahl 8,5 % angegeben. Das Suizidrisiko ist am größten im frühen Erwachsenenalter, und nimmt dann mit zunehmendem Alter ab. Das mag damit zusammenhängen, dass im Alter von 30 bis 40 Jahren eine relativ größere Stabilität der beruflichen Funktionen und der Partnerbeziehungen erreicht werden kann und manche der Borderline-Personen dann doch schon halbwegs erwachsen geworden sind. Das entspricht der Deutung, dass die Borderline-Symptomatik ohnehin als Abwehr gegen das Erwachsenwerden und als Regression in kindliche Erlebens- und Verhaltensweisen zu verstehen ist. Mit zunehmendem Alter wird das Kindischwerden immer schwieriger und es tritt seltener auf, außer in schwereren organisch bedingten seelischen Störungen, in denen es zu einer „Verschärfung der Primärpersönlichkeit“ kommt, in diesem Falle zu einem Wiederaufkommen von früheren Verhaltenseigentümlichkeiten des Borderline-Typs.

Bei Borderline-Personen hält die Depression aber meist nicht lange an, sie ist dadurch eher einem Katzenjammer zu vergleichen, einem „Kater“ nach einer Sauftour. Die dysphorische Stimmungsauslenkung ist somit in der Regel nur reaktiv und vorübergehend (episodisch), bleibt eng an den Anlass, an die Trennung oder Zurückweisung gebunden. In ihrer Intensität ist sie dennoch für die Angehörigen, auch für die eigenen Kinder sehr belastend, vor allem wenn es ihnen bei aller liebevollen Zuwendung nicht gelingt, die so augenscheinlich und sogar demonstrativ leidende Person zu trösten. Denn sie sucht gar nicht Trost, sondern sinnt auf Rache, fordert zumindest Genugtuung, nämlich die Buße und Rückkehr des von ihr Vertriebenen, oder sie hungert nach seinem Ersatz durch eine andere Person, an die sie sich anklammern und diese zugleich wieder von neuem überfordern kann. Da capo al fine! Die nächste Beziehung des (oder der) Verlassenen kann dann zunächst einer Bekehrung entsprechen: der Überzeugung, dass die (oder der) Geliebte **ganz anders** ist als der Mensch „der vor dir war“. Die Änderung des Vorzeichens von + auf – und dann wieder von – auf + ändert aber wenig am Ausschließlichkeitsanspruch und an der Enttäuschbarkeit von zu hoch gespannten Erwartungen und Idealisierungen. So kann eine neue Liebe bald das Schicksal der vorigen ereilen und gleichermaßen vom Hass abgelöst werden.

5.7.14. Suche nach Mithassern

Aber auch wenn die Wut das als angreifbar verfügbare Objekt verloren hat, der Hass gegen dieses bleibt. Er kann in seiner Unkorrigierbarkeit und, auf das Hassobjekt bezogen, erheblichen Realitätsferne als psychotisch erscheinen, und zwar nicht so sehr in der Art der

eigentlichen Schizophrenien, sondern eher in der Form der Paranoia, also bei im übrigen erhaltenen Realitätsbezug. Der (die) Hassende kann dann Mithasser suchen und findet manchmal auch welche. Am sichersten ist es, seinen Hass an seine eigenen Kinder weiterzugeben, solange sie noch klein sind, ohne eigenes Urteilsvermögen, und wenn sie nach dem Verlassenwerden des einen Elter (Vater oder Mutter) bei diesem verbleiben. Nicht jedes Kind macht dieses Spiel in voller Überzeugung mit, aber auf das eine oder andere Kind kann der Hass ohne Korrektur delegiert werden. Jeder Familientherapeut kennt solche Fälle von Delegation, durch welche die Selbstverfügung eines Kindes und Heranwachsenden bis zum Erwachsensein erheblich eingeschränkt werden kann. Auch ein neuer Partner des (der) Hassenden kann zum Mithassen motiviert werden, einfach weil er nichts als Böses und Schlimmes über den früheren Partner zu hören kriegt. Im Falle eines Wahns nannte man solche Ansteckung oder Übertragung früher „folie à deux“ (Verrücktheit zu zweit), und im Falle einer Borderline-Störung könnte man ihr Ergebnis etwas flapsig als „teasers in twos“ (Quälgeister zu zweit) bezeichnen. Wie die immer noch gehasste Person sich damals tatsächlich verhalten hat und wie sie sich inzwischen (ggf. unverändert) weiter verhält, kann dann vom Mithasser gar nicht erfahren werden, insbesondere wenn der Primär-Hasser ein Kontaktverbot durchgesetzt hat. Das Alt-Bild der anderen Person kann dadurch abgekapselt und über viele Jahre und sogar Jahrzehnte unkorrigiert bleiben; und die dennoch real beobachtbaren Veränderungen seines Verhaltens werden wegerklärt. So kann dann jede neue (andere) und auch positive Erfahrung über diesen Menschen auf seine Kunst der Verstellung oder auf vorübergehend positive oder negative Einflüsse zurückgeführt werden, selbst wenn dieser Mensch sich zwischenzeitlich kaum verändert hatte, sondern schon damals anders war, als er vom Hassenden erlebt und dargestellt wurde. Denn der Hassende geht nicht davon ab, dass das Objekt seines Hasses schon damals wirklich böse war und bis heute böse geblieben ist.

5.7.15. „Negative Übertragung“: alt-neue Hassobjekte

Ein derart fixiertes Fremdbild kann auch auf eine andere Person übertragen werden, ganz entsprechend der negativen Übertragung des Vaterbildes (so verquer es auch sein mag) auf den Psychoanalytiker eines Patienten. Dann kann es dazu kommen, dass eine nächste Beziehungsperson nur noch nach dem Vor-Bild irgendeines Vorgängers wahrgenommen werden kann, wobei es zu einer hysterischen Ausblendung all dessen kommt, was nicht zu diesem Bild passt, dagegen zu einem Einschnappen zweier Bilder bis zu ihrer dann unkorrigierbaren Identifizierung, wenn nur ein paar Hauptzüge immerhin vergleichbar waren. Solche Vereindeutigung eines Bildes, hinter dem die reale Person nicht mehr in ihrer Eigenart erkannt werden kann, wurde von Max Frisch in seinem psychologisch so erhellenden Roman „Stiller“ angesprochen, und zwar mit der aus dem Dekalog entnommenen Formel „Du sollst Dir kein Bild von mir machen“. Damit war, im Unterschied zum Zweiten Gebot des Dekalog, nur gemeint, dass ein Partner kein mitgebrachtes Wunschbild oder Hassbild vor die ihm gegenüber befindliche Person schieben sollte, so dass er gar nicht mehr erkennen kann, wie diese wirklich ist, wie sie sich selber versteht und wie sie von anderen mit ihr vertrauten Menschen gesehen und verstanden wird. Allgemein gilt, dass ein Hass, der sich eingefressen hat und nicht mehr aufgelöst werden kann, gerade wegen seines eingeschränkten Realitätsbezugs relativ leicht von einer Religion oder Ideologie eingefangen werden und zur Bekämpfung von Glaubensfeinden ausgenutzt werden kann. Hasser sind für Vernichtungskaktionen gut zu gebrauchen.

5.7.16. Konstituierende Bedingungen: Vererbung vs. soziale Interaktionen

Nach der Beschreibung der Borderline-Symptomatik, auch von auslösenden Anlässen und weiteren Verläufen, will ich nun näher auf die Frage der Verursachung, genauer: auf die wichtigsten konstituierenden Bedingungen dieser seelischen Störung eingehen. Als erstes nenne ich die vielleicht wichtigste: alle Studien fanden, dass die Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) von einer Generation auf die nächste weitergegeben wurde. Sie tritt häufiger bei Verwandten ersten Grades von BPS-Patienten auf. Wie Studien an ein- und zweieiigen Zwillingen deutlich machten, wird insbesondere die impulsive Aggressivität und affektive Instabilität genetisch vererbt. Auch in der weiteren Verwandtschaft von BPS-Patienten treten derartige Störungen gehäuft auf. Daneben finden sich bei Verwandten ersten Grades häufiger auch affektive Störungen (Depressionen), Drogenmissbrauch und antisoziales Verhalten. Somit ist es wahrscheinlich, dass die Anfälligkeit für eine BPS einer Verbindung verschiedener genetisch determinierter Anteile des Temperaments entspringt.

Solche biologische (genetische) Vererbung ist bei diesem Syndrom wohl ganz generell überlagert von Effekten sozialer Interaktionen zunächst zwischen Eltern und Kind. Wenn Menschen, die schon in der Kindheit schweren traumatischen Situationen ausgesetzt waren, ein neues und ggf. ähnliches Trauma erleiden, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Borderline-Symptomatik entwickeln, deutlich größer als bei jenen, die vorher nicht in solcher Weise traumatisiert worden waren. Dabei wirken sich traumatische Erfahrungen im eigenen Zuhause viel stärker aus als solche, die außerfamiliär geschehen waren, da das Elternhaus den größten Teil der Welt eines kleinen Kindes ausmacht und die Eltern im positiven Fall mit dem Gefühl der Sicherheit und Fürsorge verknüpft sind, deren Fehlen sich besonders negativ auswirkt.

5.7.17. Traumatisierung des Kindes durch den Dauerstreit seiner Eltern

Wenn hier von „Eltern“ die Rede ist, geht mit diesem Oberbegriff leicht verloren, dass Mutter und Vater zwei sehr verschiedene Personen sein können, insbesondere unterschiedlich in dem Ausmaß, in dem sie selber zur BPS neigen. Aber auch wenn nur der eine Elternteil ein BPS-typisches Verhalten zeigt, wird doch auch der andere dadurch in eheliche oder partnerschaftliche Konflikte hineingezogen, und sogar im gut gemeinten Versuch des Gegensteuerns kann er letztendlich die Traumatisierung des Kindes noch verstärken. In einer Streitehe ist es dann nicht mehr so erheblich, wer gerade den Streit ausgelöst bzw. zu seiner Eskalation beigetragen hat, oder ob er/sie sich nur gegen Angriffe verteidigt hat oder aber auf immer rigidere Weise der Selbst- und Fremdkontrolle versucht hat, „den Laden zusammenzuhalten“. Vor allem auf ein ohnehin „schwierigeres“ Kind wirkt sich die prekäre familiäre Gesamtsituation, schon das Ausmaß der zwischen den Eltern aufkommenden Spannung, besonders aber die Häufigkeit der aggressiven Explosionen, zusätzlich schädlich aus. Es kommt erschwerend hinzu, dass gerade bei merklichen Verhaltensunterschieden zwischen den Eltern das Kind nachgerade dazu verleitet wird, ein Elternteil gegen das andere auszuspielen, oder dass ein Elternteil von sich aus mit Verwöhnungsangeboten versucht, das Kind als eigenen Bundesgenossen in den elterlichen Streit hineinzuziehen, was die Abhängigkeit des Kindes von eben diesem Elternteil noch verstärkt. Auch der ansonsten harmlosere und gutwillige Ehepartner kann sich dem Gesamtkonflikt nicht mehr entziehen und macht selber immer mehr „Fehler“, zu denen er in einer günstigeren Konstellation viel weniger Anlass gehabt hätte. Es kommt dann auf anscheinend unaufhaltsame Weise zur Eskalation der Konflikte zwischen den beiden Eltern und zunehmend auch den Kindern,

wobei das Kind mit der größten Vulnerabilität oder auch Eigenaggressivität am stärksten einbezogen wird und sich auch selber einmischt.

Bei Borderline-Persönlichkeiten findet man tatsächlich in deren Herkunftsfamilien häufig Eltern, die sich wiederholt heftig streiten, was teilweise dadurch bedingt ist, dass es bei einem Elternteil oder bei beiden Eltern zumindest vorübergehend zu psychiatrischen Störungen, insbesondere in der Art einer Borderline-Symptomatik gekommen ist. Impulsiv agierende bzw. depressive Eltern neigen eher dazu, ihren Kindern seelische und sogar körperliche Traumata zuzufügen oder zumindest ihnen nicht genügend Fürsorge zukommen zu lassen. Es besteht in solchen Familien für das Kind kaum die Möglichkeit, seine eigenen Gefühle und Erwartungen frei zu äußern und darauf eine einfühlsame oder unterstützende Antwort zu erhalten. Stattdessen wird es selber mit Kritik und Vorwürfen eingedeckt oder erhält überhaupt keine Antwort. Eine derart mangelnde Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse der Kinder und der ungenügende Schutz gegen Überforderung und traumatisierende Aggressivität können das Kind schwer belasten. Das Fehlen einer adäquaten Unterstützung in der Form von stabilen familiären Strukturen und orientierenden Selbstverständlichkeiten, das Ausbleiben einer beruhigenden Präsenz (ggf. eines Elternersatzes) und einer förderlichen Erziehung, all dies ist als ätiologischer Faktor für die Entwicklung zur Borderline-Persönlichkeit offenbar von größerer Bedeutung als ein spezifisches Einzeltrauma, das bei anschließend guten Bedingungen vom Kind relativ gut überwunden werden kann. Wenn dagegen jemand in der Familie irgendwelche angemessenen Umgangsregeln überhaupt nicht beachtet und nicht bereit ist, die persönlichen Grenzen des Partners oder anderer Familienmitglieder zu respektieren, und wenn sich in der Familie keine klare Rollendifferenzierung herausbilden konnte, entsteht leicht ein chaotisch unvorhersehbares häusliches Umfeld mit einem entsprechend geringen Ausmaß an orientierender Struktur und unterstützender Kohäsion. Die Eltern sind dann so sehr konflikthaft ineinander verhakt, dass sie sich zu wenig um ihre Kinder kümmern, und wenn überhaupt, dann eher auf negative Weise, indem sie die Kinder in ihren Streit als Bundesgenossen hineinziehen oder über „Kollateralschäden“ zum Opfer werden lassen.

Es bekommt einem Kind nicht, dem Jungen ebenso wenig wie dem Mädchen, wenn die positiven Eigenschaften (Leistungen und Vorzüge) des je anderen Elternteils, sowie seine Anregungen und aktiven Beiträge zum Familienleben ständig dementiert werden, und wenn der schwächere Elternteil vor den Augen der Kinder vollends demontiert und zur verachtenswerten Unperson gemacht wird. Dies alles steigert noch die Häufigkeit ernsthafter und heftiger familiärer Konflikte, die sich im Laufe der Zeit bis zu einem hohen Ausmaß an gegenseitiger Feindseligkeit zuspitzen und die bis zu Tötlichkeiten eskalieren können. Solche familiären Verhältnisse können schon in früher Kindheit der Nachkommen zur wiederholten Trennung der Eltern und schließlich zu deren endgültiger Scheidung führen. Insbesondere der nach der Scheidung oftmals rigide verhinderte Kontakt der Kinder zum getrennt lebenden Elternteil, dessen Engagement für die Kinder auf solche Weise unmöglich gemacht wird, kann im Kind zur Ausbildung eines völlig verzerrten Bildes vom abwesenden Elternteil führen mit schädlichen Auswirkungen solcher negativen „Repräsentanz“ auf spätere interpersonale Beziehungen der Scheidungskinder. Das kommt zusätzlich ins Spiel, wenn an Borderline-Patienten der zweiten Generation festgestellt wird, dass traumatische Erfahrungen in der Kindheit zu einer Erwartung führen, dass auch andere Menschen und die ganze soziale Umwelt bössartig sind.

5.7.18. Aggressive Eltern als „erfolgreiches“ Modell

Ein fortgesetztes Ausagieren impulsiven oder aggressiven Verhaltens seitens der Eltern oder zumindest eines Elternteils kann darüber hinaus einem Kind auch als Verhaltensmodell und damit als Grundlage pathologischer Identifizierungen dienen, und dies besonders bei dem einen oder anderen Kind, das ohnehin mehr als seine Geschwister selber schon als „schwierig“ gilt. Borderline-Eltern (Vater oder Mutter oder auch beide) „triggern“ Borderline-Verhalten bei ihren Nachkommen, besonders bei Kindern, die durch ihr starkes Temperament weniger Hemmungen haben, andere Kinder auch körperlich anzugreifen, und die dadurch im Vergleich zu ihren Geschwistern ohnehin schwieriger („schwer erziehbar“) sind und damit die Eltern und die Geschwister zusätzlich belasten und die familiären Störungen bis zum Zerfall der Familie verstärken. Kinder mit einer Veranlagung zu impulsivem Verhalten benötigen eigentlich ein deutlicheres und konsequenteres Setzen von Grenzen und eine klarere Struktur der familiären Interaktionen. Sie bedürfen einer geduldigen und im Notfall auch entschiedenen und konstant einvernehmlichen Leitung durch ihre Eltern, und eben dazu sind Eltern vom Borderline-Typ kaum in der Lage. Wenn die Eltern gerade in dieser Aufgabe überfordert sind, führt dies häufiger dazu, dass wiederum das ohnehin schwierigere Kind von seinen Eltern um so schlechter behandelt wird, und stärker abgelehnt wird als seine „pflegeleichter“ Geschwister. So haben Kinder mit „schwierigem Temperament“ (auch mit ADS, einem „Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom“) schon aus diesem Grund, wegen der Borderline-Problematik des einen und/oder anderen Elternteils, ein erhöhtes Risiko, selber schon als Jugendliche und spätestens als Erwachsene eine Borderline-Symptomatik zu entwickeln.

5.7.19. Durchschnitts-, Querschnitts- und Längsschnitts-Betrachtung

Die von mir durchgeführte Kompilation von Beschreibungen aus den verschiedensten Quellen kann den Eindruck aufkommen lassen, dass alle Personen, die als „Borderline“ diagnostiziert wurden, sich **gerade so** verhalten würden. Das ist ganz sicher nicht der Fall und war von mir auch nicht so gemeint. Mir ging es nur darum, in dieser Gesamtdarstellung typische und häufige und damit durchschnittliche Abfolgen plausibel zu machen und auf diese Weise Zusammenhänge zwischen verschiedenen Einzelsymptomen zu verdeutlichen, die - bisher üblicherweise an Einzeltypen unterscheidbare - Verhaltenweisen aus vorherigen Verhaltensabläufen ableitbar machen. So ist beispielsweise die Eifersucht kein aus heiterem Himmel kommendes Unwetter, kein plötzlicher „Anfall“, sondern eine naheliegende Folge der Infragestellung des Anspruchs eines Menschen, dass er über seinen Partner, welchen auch immer, nach Belieben bestimmen und ständig über ihn verfügen kann. Ich habe aber in meiner langjährigen psychotherapeutischen Arbeit keine Person kennen gelernt, auf welche die verschiedenen Aspekte meiner Verlaufsschilderung und die Überlegungen zu ihren konstituierenden Bedingungen in allen Punkten zutreffen, und wahrscheinlich gibt es eine solche Person gar nicht. Ähnlichkeiten mit bestimmten Personen sind daher zufällig.

Was bisher in der von mir gewählten Längsschnittbetrachtung als Verlauf geschildert wurde, der sich über Jahre ausdehnen könnte, erscheint in einzelnen Querschnittsbetrachtungen als eine Reihe von Eigenschaften, die einer Person zu eigen sind, die sie „hat“. Beispielsweise **hat** sie Launen, **ist** sie launisch. Tatsächlich kann die Neigung zu unberechenbar auftretenden Stimmungsschwankungen habituell sein, kann die Labilität der Affekte ein stabiles Persönlichkeits-Merkmal sein. Insgesamt imponiert die Borderline-Symptomatik als wechselhaft, intermittierend, episodisch, mit rasch und unvermittelt schwankenden

Stimmungslagen, kurz: als die Stimmungsstabilität, die eine Person „hat“. Dies ist jedoch als bloße Kurzfassung von eigentlich länger dauernden Verläufen zu verstehen, die von vorher bestehenden Zuständen gut ableitbar sind, so dass es Personen gibt, sogar häufig, die zugleich als stimmungslabile Persönlichkeit **und** als „Core Borderline“ diagnostiziert werden können.

5.7.20. Eine seelische Kernstörung auf der Basis von Infantilismen und Regressionen

Die „Core Borderline“-Symptomatik ist demnach kein Borderline-Zustand, sondern ein Borderline-Verlauf oder sogar –Zirkel, weil er sich mehrfach und dauernd wiederholen kann. Er besteht in einer typischen **Abfolge** von Anklammerung, infantilen Allmachts-Ansprüchen und maßlosen Erwartungen und Forderungen an den Partner, darauf folgen massive Versuche aggressiver Durchsetzung bis zur Distanzierung und Flucht des Partners, beantwortet durch Suizid-Drohungen und -Versuche, auslaufend in einer depressiven Verstimmung des (der) Alleingelassenen, diese wiederum mündend in einer Suche nach einem Ersatzobjekt, das idealisiert und in seinen Möglichkeiten überschätzt wird, und dessen Zurückweichen durch um so intensivere Anklammerung beantwortet wird, und dann: „da capo al fine“. Dieser sich wiederholende Zirkel regressiven Erlebens und Verhaltens ist, ohne erhebliche Zusatzannahmen heranziehen zu müssen, relativ leicht vom Normalverhalten eines Kindes abzuleiten. Er macht keine weiteren Erklärungen notwendig außer dem Rekurs auf den Freudschen Abwehrmechanismus der **Regression**, also der Rückkehr zu ontogenetisch früheren (kindlichen) Entwicklungsphasen des Erlebens, Denkens und Verhaltens und ihres Wiederauftretens nach mehr oder weniger schweren Versagungen, oft auf der Grundlage eines relativen **Infantilismus**, des zumindest partiellen Stehenbleibens auf einer kindlichen Entwicklungsstufe unter Beibehaltung bestimmter kindlicher Wesenszüge. Hinzu kommt oft die bei Heranwachsenden aufkommende Abwehr gegen das Erwachsenwerden, wobei das Festhalten an kindlichen Ansprüchen mit der Triebstärke, Körperkraft und Ausdauer eines Erwachsenen durchzusetzen versucht wird.

Die aufgezeigte Abfolge von wenigen voneinander ableitbaren seelischen Zuständlichkeiten, bei jeder Enttäuschung oder Frustration wieder neu ansetzend, ist wegen ihrer tatsächlich simplen Struktur leicht nachvollziehbar, und sie ist **zentral** gegenüber anderen einzelnen psychischen Störungen, die eher als Extremalisierungen und insbesondere Fixierungen einzelner Schritte dieser Abfolge aufzufassen sind. Es gibt Symptomentwicklungen, die bei einem dieser Schritte quasi stehen bleiben, so bei der Soziopathie, wo die Aggressivität, Rücksichtslosigkeit und Schuldabwehr des Borderline-Typus in eine kriminelle Karriere der Straffälligkeit einmündet, oder die verschiedenen Neuroseformen (Hysterie, Depression, aber auch Zwang und Phobie), die eher asthenisch-defensive Reaktionsformen unter dem Primat der Angstabwehr durch Verdrängung ausbilden. Der Hass und das Misstrauen kann in der Paranoia (im Unterschied zu den eigentlichen Schizophrenien) quasi einfrieren, das unzümbare Wüten kann Hauptmerkmal der Katatonie sein, und die auf Verlassenwerden folgende tiefe Enttäuschung kann bei Verlust auch von internalisierten Objekten zur Versteinerung und Gefühlsleere der periodischen psychotischen Depression führen. Im Borderline-Zirkel sind die eben genannten Spezifizierungen noch in Bewegung und im Wandel, und daher sollte dieses durch seine typische Verlaufsgestalt gekennzeichnete Syndrom besser als **seelische Kernstörung** bezeichnet werden.

5.7.21. Ausblick

Wenn Personen mit dieser seelischen Kernstörung, die weniger treffend auch als „Borderline-Persönlichkeiten“ bezeichnet werden können, sich insofern auch an der Grenze zwischen seelischer Normalität und Psychopathologie befinden, kann wie schon am Anfang dieses Kapitels wieder die Frage aufkommen (als Alternative formuliert): sind sie fast **schon** psychotisch oder fast **noch** normal? Das erinnert an die Unterscheidung zwischen dem Pessimisten, für den das Glas schon halb leer ist, und dem Optimisten, für den es immerhin noch halb voll ist. Es könnte ja noch voller werden, wenn man etwas Gutes nachgießt! Auch Borderline-Persönlichkeiten könnten fast wieder normal werden, allmählich älter und ruhiger, zunehmend vernünftiger und verständiger, insgesamt erwachsener. Abgesehen von seltener werdenden Explosionen, bei denen man weiterhin in Deckung gehen sollte, könnte man es zeitweise sogar mit ihnen aushalten.

5.8. Aggressionsfördernde Bedingungen

5.8.1. Muttersöhne?

Die bis zu diesem Punkt meiner Argumentation von mir beschriebenen altersabhängigen Typen menschlicher Aggressivität lassen sich zwar syndromdiagnostisch einsetzen, sagen aber nur wenig über die Genese der Störung und über die Möglichkeiten ihrer Behandlung und Vorbeugung aus. Zur Klärung solcher Fragen haben in den letzten Jahrzehnten drei Autoren in ihren Büchern einige neue Aspekte aufgezeigt, die zwar nur geringen Einfluss auf heutiges Philosophieren ausgeübt, aber immerhin für eine hohe Präsenz ihrer Theorien in den Feuilletons gesorgt haben. Eine erste interessante Anregung verdanken wir dem Autor Volker Elis Pilgrim (alias Ellis Dohna) mit seinem Buch „Muttersöhne“ (Claassen, Düsseldorf, 1986). Er versucht an vielen Beispielen aus Politik und Literaturgeschichte zu belegen, dass es für die seelische und insbesondere soziale Entwicklung von Jungen nachteilig oder sogar schädlich ist, wenn sie ohne Vater aufgewachsen sind oder wenn ihr Vater aus Schwäche oder aber Brutalität sich nicht als Beziehungsperson und positives Vorbild eignete. Sie würden dann um so mehr von einer übermäßig aufopferungsvollen, ggf. auch alles bestimmenden Mutter in eine Rolle gedrängt werden, in der sie schon als Kind, aber auch noch als Erwachsene zur Selbstüberschätzung neigen und ihre Ambitionen in einem ungehemmten Machtstreben bis zur Gewalttätigkeit ausagieren, manche auch nur in verstiegenen Größenphantasien. V. E. Pilgrim nennt Cäsar, Nero, Alexander den Großen, Stalin und Hitler. Was sollte aber gerade Muttersöhne dazu veranlassen, Gewalttaten zu begehen, Blutbäder anzurichten und die Welt erobern zu wollen, und dabei alles zu vernichten, was sich ihnen in den Weg stellt? Warum orientieren sie sich nicht am Modell ihrer Mutter und entwickeln Einfühlungsvermögen, Fürsorglichkeit, Hilfsbereitschaft? So etwas könnten sie von ihrer Mutter doch besonders dann lernen, wenn der Vater abwesend ist!

Es kann also nicht allein die Bindung des Jungen an „die Mutter“ als an ein weibliches Wesen sein, was sich auf den Jungen pathogen auswirkt. Mit dieser Hypothese würden nur zum wiederholten Male Frauen für die Fehlentwicklung ihrer Söhne verantwortlich gemacht, denn Pilgrims Theorie ist nicht die erste dieser Art. Auf das eine oder andere Verhalten von Müttern wurden auch schon Psychosen zurückgeführt, so etwa die Schizophrenie auf eine „frühe Störung“ schon im Säuglingsalter, natürlich wiederum durch Fehlverhalten der Mutter bedingt. Die Drohung, dass die Mütter, die ihre Kinder (insbesondere Jungen!) frustrieren, die Ursache für deren spätere Aggressionen seien („frustration-aggression-theory“), hat ganze

Generationen von Müttern, die solche Hinweise ernst nahmen, in die Hilflosigkeit getrieben, so als seien Mütter an allem Schuld, ob sie sich nun lieblos-kalt oder aber „overprotective“ verhalten. Und wie soll man es verstehen, dass das eine oder andere Fehlverhalten von Müttern, vor allem die zu enge Beziehung zwischen Mutter und Sohn, sowohl brutale Muttersöhne wie Hitler als auch weiche Muttersöhne wie Friedreich Nietzsche bewirken konnte? Es scheint daher notwendig zu sein, den Gesamtzusammenhang ins Blickfeld zu rücken und das ganze familiäre Beziehungsgeflecht darzustellen.

In der Entwicklung von Muttersöhnen muss etwas schiefgegangen sein, was über den Mechanismus der Identifizierung (→ „Lernen am Modell“) nicht zu erklären ist. Näherliegend ist, dass dabei auch ein interpersonaler Prozess der **Polarisierung** ins Spiel kommt, und dass nicht nur der Sohn unter dem Vatermangel leidet, sondern dass seine Mutter das Fehlen oder die Unerträglichkeit eines männlichen Partners zu kompensieren hat und dann ihren Sohn zur Ersatzperson für alles Männliche macht. Der „Sohnemann“, das „Männlein“, wird dann ihr „Ein und Alles“, auf ihn setzt sie ihre Erwartungen und Hoffnungen, ihr Sprössling soll dermaleinst ganz anders als sein Vater sein: soll ihr allein gehören, ihre Wünsche erfüllen, stark und mächtig sein, und in allem besser als sein aushäusiger, liebloser, kranker, toter, so lange schon fehlender Vater. Gleichermäßen entwicklungsstörend kann für den Jungen auch sein, wenn sein in jungen Jahren etwa im Krieg zu Tode gekommener Vater von der trauernden Witwe, der Mutter ihres nunmehr vaterlosen Sohnes, fast kultisch in den Himmel gehoben wird.

Der umgekehrte Fall ist häufiger: die Mutter kann den Vater ihres Sohnes, vor allem wenn sie von ihm verlassen worden war, in jeder Hinsicht schlecht machen, und zugleich ihren Sohn zur Ersatzperson für alles Männliche, sogar für alles Menschliche machen. Das ist das eigentlich Pathogene der „zu engen Mutter-Sohn-Beziehung“: dass der eigene Sohn von der von ihrem Ehemann oder Partner verlassenen Frau zum überaus positiven Ersatz genommen wird für seinen nachträglich noch weiter negativierten Vater. Wenn die Mutter den Wunsch hat, dass ihr Söhnchen in allem **besser** wird, als sein Vater es war, gibt es insbesondere zwei Möglichkeiten, und zwar dass er zahmer bleibt, um der Mutter zu gehorchen (vor allem: sie **nie** zu verlassen!), oder aber dass er stärker und noch aggressiver als der Vater wird, um die Mutter rächen zu können, oder sogar beides: in absolutem Gehorsam maximal mächtig und aggressiv zu sein.

In solche Erwartungen alleingebliebener Mütter können sich dann auch Kirchen und Ideologien einschalten: dann kann es dazu kommen, dass die verlassene, mit ihrem Sohn allein lebende (ihn allein erziehende) Frau den Jesus als „Himmelsbräutigam“ verehrt oder Gott selber als all-liebenden Vater für sich entdeckt und auf diese Weise einen **virtuellen** männlichen Partner für sich selbst bzw. einen virtuellen Vater für ihren Sohn zu einer als wirklich empfundenen Beziehungsperson werden lässt. So kann sich auch die ausschließliche Liebe der Mutter zu einem virtuellen Ersatzobjekt oder Vater-Surrogat als pathogen für ihren Sohn auswirken. Denn ideale Personen können keine realistischen Modelle sein, an denen sich ein Heranwachsender orientieren kann. Sie könnten bei vaterlos aufwachsenden „Muttersöhnen“ vielmehr zur Übersteigerung von Vaterphantasien führen und dadurch zu Identifizierungen mit dem einen oder anderen Extrem männlicher Seinsweise einladen, etwa allmächtig oder allwissend sein zu wollen. Für die Entwicklung des Jungen wenig zuträglich ist auch, dass Gott als virtueller Vater wiederum nur „Einer“ ist, und außerdem als Einziger mit unbegrenzter Machtfülle ausgestattet, was die Machtansprüche dessen, der sich an Ihm orientiert, ins Maßlose steigern kann. Denn die sogenannte Gottesmutter ist zwar die Mutter von Jesus, aber damit noch keinesfalls die Gattin seines himmlischen Vaters, der seit eh und je ohne gleichberechtigte göttliche Partnerin auskam. Jedenfalls ist nie davon die Rede, dass

der Herr dort oben seinen Sohn Jesus in inniger sexueller Vereinigung mit seiner Frau Maria gezeugt hätte. Da muss noch ein anderer Mann im Spiel gewesen sein, wenn es nicht doch der Zimmermann Joseph war. Immerhin hat Gott dieser Maria, der Mutter seines Sohnes, einiges von seiner eigenen Barmherzigkeit überlassen, aber eher als einer Bittstellerin, die im übrigen am himmlischen Hofe nichts zu bestimmen hatte.

Zurück zu den „Muttersöhnen“. Nach den bisherigen Überlegungen kann deren Pathologie nicht in der Liebe von Müttern zu ihren Söhnen begründet sein. Eine solche Liebeserfahrung kann beiden sogar sehr gut tun, besonders in den ersten Lebensjahren des Kindes. Problematisch wird es vielmehr, wenn die Bindung eines Kindes (sei es ein Junge oder ein Mädchen) an **nur ein** Elternteil (sei es die Mutter oder der Vater) über Jahre bestehen bleibt, besonders wenn sie etwas Fehlendes ersetzen soll oder wenn sie mit der Verwerfung des je anderen Elternteils verbunden ist. Daher kommt als nächstes die Frage auf: wäre die ausschließliche Bindung des Sohnes an den Vater der Bindung an die Mutter vorzuziehen? Da liegt die Vermutung nahe, dass **Vatersöhne** genau so entgrenzen können wie die von Pilgrim beschriebenen Muttersöhne, wenn ihre enge und ausschließliche Beziehung zum Vater und dann zu den Männern durch keine Weiblichkeitserfahrung ergänzt und damit humanisiert wird. Das Fehlen einer Beziehung zu einer „genügend guten“ Mutter kann natürlich durch Ersatzobjekte wie eine andere Frau, eine liebevolle Verwandte und in gewissem Maße durch eine virtuelle Mutter wie z. B. eine überaus liebenswerte Jungfrau Maria und sogar durch einen „all-liebenden“ Monotheos kompensiert und aufgefüllt werden. Aber auch unter solchen Bedingungen kann männliche Aggressivität für unrealistische und sogar inhumane Zwecke in Dienst gestellt werden. Da ist der Vatersohn nicht schon per se friedlicher als der Muttersohn, außer er übernimmt gegenüber einem Macho-Vater über den Mechanismus der Polarisierung die Gegenrolle eines femininen Knaben, der sich gegen keine Aggression oder andere Zumutung zu wehren versteht.

Für die seelische Entwicklung vor allem von Jungen ist demnach auch schädlich der einseitige Einfluss von Vätern, die vom eigenen Sohn alles fordern und ihn als Nachfolger auf die eigene Spur setzen, so dass dann der Spruch gilt: „Die Väter zünden die Feuer an“. Diese Formulierung findet man in ihrem vollständigen Kontext bei Jeremia 7, 17 – 18: „Siehst du nicht, was sie in den Städten Judas und auf den Straßen Jerusalems treiben? Die Kinder sammeln Holz, **die Väter zünden das Feuer an** und die Frauen kneten den Teig, um Opferkuchen für die Himmelskönigin zu backen. Anderen Göttern spendet man Trankopfer, um Mir weh zu tun, spricht Gott der Herr“. Dieser Spruch des Jeremia, der sich kritisch gegen das wendet, was er im Unterschied zum Glauben an Jahwe als heidnischen Irrglauben versteht (was tatsächlich aber der altisraelitische Glaube der Väter war), kann auch im übertragenen Sinne verstanden werden: ein Vater kann in seinem Sohn Hoffnungen und Erwartungen wecken, die dieser später zu erfüllen hat. So schwören Väter eine Rache, die dann ihre Söhne und Enkel in die Tat umzusetzen versuchen.

Noch problematischer könnte es den „Vatertöchtern“ ergehen. Wenn nach einer Trennung der Eltern das Mädchen beim Vater bleiben würde, könnte es dazu kommen, dass seiner Kleinen die Rolle zufällt, ihn über den Verlust seiner Frau hinwegzutrusten. Dazu scheint sich ein liebes Mädchen geradezu anzubieten, etwa als harmlos-freundliche Alternative zur vormals überaus dominanten Partnerin, sogar im Falle eines ansonsten eher misogynen, also den Frauen gegenüber abgeneigten Mannes. Diese Variante des Alleinerziehens wird meist von vornherein ausgeschlossen, offenbar mit der durch Erfahrung begründeten Vorsicht, ein kleines und dann doch älter und fraulicher werdendes Mädchen besser nicht mit einem vielleicht sexuell bedürftigen Mann allein leben zu lassen, selbst wenn es ihr Vater ist. Denn so selten es vorkommt, dass ein Junge von seiner Mutter sexuell verführt und vergewaltigt

wird, so häufig gehen derartige Übergriffe von Vätern, Onkels oder Freunden der Familie aus, besonders wenn der Täter unter Alkoholeinfluss enthemmt ist, und sie machen vor allem Mädchen zum Opfer. Aus diesem Grunde werden Mädchen vor sexuellen Übergriffen nahverwandter Männer und auch männlicher Autoritäten gemeinhin besser geschützt und vorsorglich vor ihnen bewahrt. Mütter dagegen können ihren Mutter-Bonus nutzen: sie sind, auch in der Sicht mancher Familienrichter, im Zweifelsfall die Guten. Das stimmt wenigstens insoweit, als sie ihre „Muttersöhne“ eher nicht sexuell vergewaltigen, sondern „nur“ seelisch.

Die Neigung einzelner Männer zur extremen Gewalt ist schon aus familiären Gründen oftmals die Folge eines radikalen Anspruchs, nämlich der überzogenen Erwartungen ihrer eigenen Mütter und auch Väter, dass das Söhnchen „dermaleinst“ etwas ganz Besonderes werde, quasi dazu auserwählt sei. Die heranwachsenden Söhne erwarten dann selber, auch von anderen Menschen, ja von der Welt und schließlich von Gott so geliebt zu werden wie von der eigenen Mutter. Sie empfinden die Realitätsforderungen, die sich schon daraus ergeben können, dass sie noch Geschwister haben, und noch ausdrücklicher, wenn sie vom eigenen Vater ausgesprochen werden, als „narzisstische Kränkung“, als Frustration (= Vereitelung) ihres Lebensentwurfs, als Versagung ihrer höchsten Ambitionen. Diese können ihnen zwar zunächst von einer nahen Beziehungsperson vermittelt worden sein, und sind so lange noch fremdbestimmt, aber sie gewinnen eine eigene Attraktivität und können in hochgespannten eigenen Phantasien weiterentwickelt werden, die aber eben wegen ihrer Verstiegtheit nicht realisiert werden können. Statt sich auf die Realitäten des Lebens, so wie sie sind, zunehmend besser einzurichten, agieren die Söhne dann nach dem Prinzip „mehr desselben!“ (Paul Watzlawick). Das lässt die auserwählten Söhne in einen verzweiferten Kampf um die Bestätigung des eigenen Anspruchs durch ein gütiges oder gerechtes Schicksal geraten, und dieser Kampf kann zum Erfolg (oft mit hohen Kosten für andere), oder zur Niederlage führen. So können insbesondere „Auserwählte“ sich als Verlierer erweisen (so wie Enzensberger sie beschrieben hat) und darauf wiederum mit gesteigerter Radikalisierung reagieren. Das änderte aber nichts an der augenscheinlichen Attraktivität von Auserwähltheits-Verheißungen an Vertriebene, Unterdrückte, Entrechtete. Kampfesmutige Männer ließen sich durch solche Versprechungen, sogar wenn diese erst nach dem Tode des Kämpfers einzulösen waren, dennoch zum Einsatz und zur Opferung des eigenen Lebens motivieren. Auserwählte können es aber auch zu Höchstleistungen bringen und damit ihrem phantasierten Ideal des Elitären (ein anderes Wort für Auserwähltheit) sogar in einer widerständigen Wirklichkeit sehr nahe kommen. Solche **Väter**, die vom Sohn **alles fordern**, können eine unheilige Allianz bilden mit **Müttern**, die ihrem Sohn **alles erlauben**, und sich selber auf die Rolle einer Magd des Herrn beschränken. Es sind also einander unterstützende Einseitigkeiten, die eine plurale Wirklichkeit vernebeln und verdecken, sogar ausschließen, jedenfalls keine lebendige Vielfalt erfahrbar werden lassen. Vor allem führen sie zu erheblichen Lücken in einer anzustrebenden Vollmensch-Erfahrung: Wenn es schon dem Kind und Heranwachsenden an Sinne und Verstand ansprechenden Modellen für männliche Realitätstüchtigkeit **und** weibliche (nicht nur mütterliche!) Gefühlssicherheit gefehlt hat, dann kann sich das im Erwachsenenalter als besonders schädlich auswirken.

Das Gegenbild des „Muttersohns“ ist eben nicht der „Vatersohn“, sondern das Kind (und nicht nur der Junge, sondern gleichermaßen das Mädchen), das in einer einigermaßen stimmig und offen miteinander lebenden Familie aufwachsen konnte, zumindest unter einander wertschätzenden, einander ergänzenden und einander vertretenden Eltern und deren Freunden und Freundinnen. Die eigenen Geschwister und die Großeltern, ggf. Tanten und Onkels gehören auch dazu, oder wie es in Afrika heißt: eigentlich „das ganze Dorf“. Das Kind braucht beide Eltern, leibliche Eltern oder wenigstens soziale Eltern, und noch andere Beziehungspersonen, und zwar nicht als Gleiche, sondern in einer für das Kind

wahrnehmbaren und nachlebbarer Polarisierung zueinander, in nachspielbarer und daher später ausübbarer Rollendiversität. Für solche Kinder gibt es weder nur „die Eine“ oder „den Einen“, noch etwa nur „das Eine“, das ein Ziel, das höchste Prinzip, das einzig Wichtige, dem man das eigene Leben und das Leben anderer Menschen opfert. Gegen solche Vereinseitigungen und Alleingeltungsansprüche würden in einer lebendigen Gruppe Einsprüche aufkommen, würden sich (hoffentlich!) vermittelnde Instanzen einschalten, da würde miteinander geredet werden können, da könnten Kinder das Mitreden lernen.

5.8.2. „Radikale Verlierer“ oder fanatische Rächer?

Die weiter oben geschilderten eher soziopathischen oder aber schizoiden Persönlichkeitszüge, vielleicht noch kombiniert mit familiären Einflüssen einer alles erlaubenden Mutter, reichen sicher nicht aus, um die Gewalttaten der islamistischen Selbstmord-Attentäter verständlich werden zu lassen. Ein zweiter von mir eingehender zu referierender Autor, Hans Magnus **Enzensberger**, hat sich in seinem Essay „Schreckens Männer. Versuch über den radikalen Verlierer“ (Suhrkamp, Frankfurt/M., 2006) temperamentvoll mit dieser Problematik auseinandergesetzt. Ihm war aufgefallen, dass es insbesondere die chronischen Verlierer unter den Männern sind, die zur Radikalisierung neigen, die vor allem leicht radikalisiert werden können. Der Autor ist in seinem Essay sehr beredt, seinen Lesern darzulegen, dass es den Typus des „radikalen Verlierers“ gibt. Er charakterisiert diesen in immer neuen Anläufen, und schon am Anfang stellt er fest, dass es sich dabei fast immer um einen Mann handelt (S. 8), der sich nicht damit abgefunden hat, dass die Tage (seines) Primats abgelaufen sind (S. 9) und dem es unendlich schwer fällt, mit seinem Machtverlust fertig zu werden.

Es sind jedoch nicht einfach nur die Unterlegenen, die Opfer, die zu kurz Gekommenen, die dann zu radikalen Verlierern werden, denn „der Versager mag sich mit seinem Los abfinden und resignieren, das Opfer mag Genugtuung fordern, der Besiegte sich auf die nächste Runde vorbereiten“ (Enzensberger, S. 8). Es gibt auch Verlierer, die nicht aggressiv werden, sondern den Kampf aufgeben und depressiv werden. Zur Enttäuschung, Kränkung und Niederlage muss also etwas hinzu kommen, dass sie sich in Wut oder aber in Hass umsetzen. Das können zunächst Eigenarten des persönlichen Temperaments sein, eine größere Reizbarkeit und Angriffslust, eine Neigung zum motorischen Ausagieren, und insgesamt eine Lebensgeschichte, in der Aggressionen von Erfolg gekrönt wurden. Aber diesen verschiedenen Möglichkeiten der Radikalisierung geht Enzensberger gar nicht nach. Denn schon auf den nächsten Seiten wird deutlich, dass Enzensberger eigentlich den islamistischen Selbstmord-Attentäter meint, und er kommentiert speziell dessen Verhalten sehr kritisch: Seine eigenen Gefühle sind ihm heilig. Er ist notorisch beleidigt. Seine Reizbarkeit nimmt mit jeder Verbesserung zu, die er an anderen (= an Nicht-Muslimen) bemerkt. Er entwickelt eine enorme destruktive Energie, die er gegen Andere richtet. Dagegen nimmt er auf die Gefühle anderer keine Rücksicht. Das Leben aller anderen ist ihm gleichgültig. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Gegner, eigene Anhänger oder um Unbeteiligte handelt (S. 24). Die islamischen Gotteskrieger kümmert es nicht im geringsten, dass sie mit ihren Aktionen den Tod herbeiführen auch „von unbeteiligten U-Bahn-Passagieren, kleinen Angestellten, Diskothekenbesuchern, Frauen, die auf dem Markt einkaufen, oder Leuten, die in irgendeiner Schlange anstehen“ (S. 49). So führt die destruktive Energie der islamistischen Aktionen in erster Linie zu hohen Verlusten unter den Muslimen selbst. In Algerien, in Afghanistan und im Irak übersteigt die Zahl der muslimischen Opfer bei weitem die der Fremden (S. 49). Enzensberger kommentiert das mit Entrüstung: „Kein Hahn kräht danach und keine Fatwa ergeht dagegen, wenn ... Muslime im Irak, im Tschad, in Darfur oder in Afghanistan Muslime töten Es liegt ihnen fern, auf das Leben ihrer Glaubensbrüder Rücksicht zu nehmen ... Dass

der Terror nicht nur das Ansehen des Islam, sondern auch die Lebensbedingungen seiner Anhänger in aller Welt schwer beschädigt, stört die Islamisten nicht“ (S. 50).

Auch auf ihr eigenes Leben nehmen sie keine Rücksicht. Für sie ist das irdische Weiterleben belanglos gegenüber ihrer heiligen Aufgabe. Denn vor dem Tod, im Moment der Explosion, erlebt der Täter eine einmalige Machtfülle. Seine Tat ermöglicht es ihm, über andere zu triumphieren, indem er sie vernichtet. Unter bestimmten Bedingungen, etwa angesichts der Unterstützung durch gleichgesinnte Andere, „potenziert sich die destruktive Energie, die in ihm steckt, zu letzter Skrupellosigkeit, ... , und aus seiner Ohnmacht erlöst ihn ein katastrophales Allmachtsgefühl“ (S. 19). Damit wäre er seinem Gott sehr nahe gekommen, denn die Allmacht ist seit je her dem Monotheos, dem Gott Jahwe, dem Vater von Jesus, und eben auch dem Allah der Muslime zugeschrieben worden.

Aber bevor das Handeln des aktionsbereiten Islamisten in diesem Märtyrertum kulminierte, benötigte er eine lange Zeit der inneren Vorbereitung auf die Tat: „Der radikale Verlierer aber sondert sich ab, wird unsichtbar, hütet sein Phantasma, sammelt seine Energie und wartet auf seine Stunde“ (S. 8). Es ist nach all dem offensichtlich, dass Enzensberger den „radikalen Verlierer“ weitgehend mit den islamistischen Selbstmord-Attentätern gleichsetzt. Aber ist der Student, der still auf seinen Einsatz wartet, der ihn und seine Opfer töten wird, wirklich bloß ein „radikaler Verlierer“, und sind sein Werdegang und seine Handlungsweise mit den bisher diskutierten individualdiagnostischen und familienpsychologischen Ansätzen genügend zu erklären? Dass dabei noch etwas ganz anderes ins Spiel kommt, wird deutlicher, wenn Enzensberger schon im zweiten von neun Abschnitten eine weitere Spezifizierung vornimmt und dazu einen neuen Begriff einführt: „...er wirkt unauffällig, stumm: ein **Schläfer**“ (S. 9 unten). Es handelt sich um einen überzeugten Islamisten, der sich ggf. über lange Zeit auf seinen Einsatz vorbereitet, sich dazu in eine kleine Gruppe von Mitverschworenen zurückzieht und dann gemeinsam mit anderen „Märtyrern“ das große Ding dreht, etwa wenn am 11. September 2001 mehrere Passagier-Flugzeuge gleichzeitig gekapert und auf prominente Ziele in den USA gelenkt werden, auf die beiden Türme des „World Trade Center“ in New York, auf das Pentagon als militärische Kommandozentrale der USA, in die Nähe des Weißen Hauses, des politischen Zentrums der USA, das Ganze logistisch bis in alle Einzelheiten vorbereitet und mit militärischer Präzision durchgeführt, ein Enthauptungsschlag extremer Größenordnung.

Enzensberger übersieht zumindest auf den ersten Seiten seines Essays, dass diese „Schläfer“ alles andere als Verlierer waren, dass sie vielmehr, aus islamischen Ländern stammend, überzeugt muslimische Söhne aus gutem Hause waren, in europäischen Universitäten erfolgreich studierende junge Männer, die z. T. mehrere Fremdsprachen beherrschten, auch in anderen Hinsichten zu den Gebildeten gehörten, und mit ihrer Tat auf dem besten Wege waren, in islamischer Sicht zu absoluten Gewinnern zu werden. Der Weg ins himmlische Paradies und die Gunst der schönsten Huris stand ihnen offen. Bestenfalls kann man von ihnen sagen, dass ihnen das Verlierertum der Menschen und der Kultur ihrer Herkunftsländer sehr zu Herzen geht, und dass sie ihre ganze Kraft dazu einsetzen, dem immer wieder besiegten und technisch-naturwissenschaftlich zurückgebliebenen Islam zum endgültigen Sieg (Endsieg!) über alle Ungläubigen zu verhelfen.

Vor ihrem Märtyrertod waren zwar viele Selbstmord-Attentäter extrem radikal, aber nicht durchgehend als Verlierer zu bewerten, sondern oftmals sogar recht erfolgreich. Auch ihre Radikalität hatte gewisse Grenzen: sie schafften es nicht, bis zu den Wurzeln ihres Glaubens vorzudringen (zum ganzen Koran und zum ungezügelter Machtstreben des Mohammed und seiner Nachfolger) und diese Wurzeln kritisch zu bedenken. „Radikal“ bin ich eher selber,

indem ich nach den eigenen Wurzeln (lat. radix „Wurzel“) frage und auf sie zurückgehe. Wurzeln können etwas immer noch Lebendiges sein, aus dem neues Grün hervorsprossen kann. Aber ich bin hoffentlich nicht fanatisch, etwa gar auf der Basis eines unumstößlichen Glaubens gegen Andere eifernd. Da seien die Götter und Göttinnen vor! Die Selbstmord-Attentäter sind demnach eher als fanatisch anzusehen, insbesondere als **fanatische Rächer**, und lat. fanaticus bedeutet eigentlich „von der Gottheit ergriffen und in rasende Begeisterung versetzt“ (das gab es offenbar schon bei den alten Römern!), abgeleitet von lat. fanum „der Gottheit geweihter Ort, Tempel“. Das Wort „fanatisch“ bedeutet somit in erster Linie „religiös schwärmerisch“, und erst sekundär „für den Glauben eifernd und sich rücksichtslos für ihn einsetzend“, was sich dann auch auf den Bereich der Ideologie und Politik übertragen ließ.

So ist es nicht zu verwundern, wenn es in der Abhandlung von Enzensberger einige Aussagen gibt, in denen er die zunächst auf islamistische Selbstmord-Attentäter gemünzte Charakterisierung auch auf Hitler anwendet, m. E. zu Recht. Und zwar nicht, weil etwa Islamisten Faschisten oder auch nur faschistoid wären, sondern weil Hitlers Sendungsbewusstsein und sein rücksichtsloser Fanatismus aus der gleichen Wurzel(!) stammt wie der islamische Fundamentalismus: nämlich aus den Weltherrschaftsansprüchen des ägyptisch-israelisch-christlichen Monotheos, von Hitler über den katholischen Glauben seiner Mutter übernommen und nachträglich biologistisch umformuliert. Und auch Hitler war seit seiner Zeit als Obdachloser und im Wiener Männerwohnheim ein „Schläfer“, sogar ein „Verlierer“, bis er in einem wahnsinnigen Amoklauf die Vernichtung der europäischen Juden und fast auch die Zerstörung des aufgeklärten Europa in Angriff nahm. Das nur am Rande.

Aber selbst wenn viele der individuellen Selbstmord-Attentäter, vor allem diejenigen, die so großartige Aktionen wie die am 11. September 2001 vorbereitet und zum schlimmen Erfolg geführt haben, eigentlich keine „radikalen Verlierer“, sondern fanatische Rächer waren, bleibt die Frage, was hinzukommt, um Männer, die sich mit Verlierern solidarisieren und sie zu rächen versuchen, so fanatisch werden und zu extremen Handlungen kommen lässt. Könnte es sein, dass Verlierer und ihre Sympathisanten leicht radikalisiert und fanatisiert **werden können**, vor allem wenn sie ohnehin schon Muslime sind? Auch ohne Soziopathen oder schizoide Persönlichkeiten zu sein, auch ohne konstitutionell männlich aggressiv zu sein, auch ohne alles fordernden Vater und alles erlaubende Mutter könnten sie von anderer Seite dazu gebracht worden sein, sich mit den Verlierern einer tatsächlich in der Wirklichkeit gescheiterten Religion zu solidarisieren und sogar zu identifizieren, um die daran Glaubenden zu rächen und zu erlösen, und sei es unter Aufopferung des eigenen Lebens. Und sie riskieren und tun dies alles, **statt** nach außerreligiösen Alternativen zu suchen, die den Benachteiligten aus solcher Misere heraushelfen könnten, und zwar mit viel größerer Aussicht auf Erfolg. Sie könnten ja sogar damit rechnen, von aufgeklärten Christen, die dies alles schon hinter sich gebracht haben, und von anderen Gruppen, die sich in der globalen Moderne schon gut zurecht finden, darin unterstützt zu werden.

Aber nach Enzensberger sieht der „radikale Verlierer“ (der fanatische Rächer!) nicht danach aus, dass er sich gerne helfen ließe (S. 10), denn dann müsste er sich auch selber darum bemühen, mit eigenen Anstrengungen seine Misere vor Ort, im eigenen Umkreis, an sich selbst zu überwinden, und das könnte bedeuten, dass **er selber** sich ändern müsste, was ihm offenbar, darin dem Soziopathen vergleichbar, so schwer fällt, dass er stattdessen immer nur äußere Veränderungen erhofft oder mit Gewalt herbeizuführen versucht. Auch für freundliche und durchaus gutwillige Unterstützung durch andere ist er nur schwer zugänglich. Idealisten, die sich alle Mühe geben, in der von Islamisten terrorisierten Region das Elend der Bevölkerung zu lindern, müssen sogar damit rechnen, von einzelnen Terrorgruppen entführt

oder getötet zu werden. Es kommt in Gegenden wie Somalia immer wieder vor, dass Ärzte und Helferinnen erschossen werden und dass Terroristen die letzte Klinik niederbrennen (S. 24). Anscheinend ist der Islamismus an konstruktiven Lösungen für die Probleme der muslimischen Bevölkerung wenig interessiert, und er beschränkt sich auf propagandistisch besser ausnutzbare, populistisch wirksamere Unterstützungsaktionen für die Ärmsten der Armen, die auf diese Weise auch leichter für terroristische Aktionen rekrutiert werden können.

Und warum sind viele Muslime und insbesondere Islamisten so wenig bereit und sogar unwillig, sich selbst zu ändern? Das würde ja voraussetzen, dass sie ihr Versagen sich selber zuschreiben oder gar das Versagen des Islam auf die Fundamente der eigenen Religion zurückführen, auf Mohammed und den Koran. Denn es handelt sich, von außen gesehen, zum großen Teil um selbst verschuldetes Versagen, vom „Verlierer“ selbst, von seinen Eltern selbst, von seinem Volk selbst – genauer: von den einander hassenden und bekämpfenden Parteien, Sekten und Religionen selbst -, und wohl gar von seinem Gott selbst verschuldet. Ihr Gott Allah ist eine wesentliche Mitbedingung ihres Versagens: Er hatte ihnen zu viel versprochen, was selbst Er nicht halten konnte, so dass ihnen die größte Enttäuschung ihr Gott Allah selbst bereitet hat. Nach allen großspurigen Ankündigungen und ersten Erfolgen von Mohammed und seinen Nachfolgern sind nur noch die saudischen Ölprinzen reich und somit erfolgreich. Im übrigen ist ein Großteil des Islam auf der selbst verschuldeten Verliererseite.

Der „Westen“ hat durch die Kolonialisierung zwar sicher viel Negatives zur islamischen Misere beigetragen, auf ähnliche Weise wie auch im nicht-islamischen Indien, Vietnam, im katholischen Mittel- und Südamerika, im tropischen und im südlichen Afrika. Aber nach der Entkolonialisierung der islamischen Länder haben die Probleme dort noch zugenommen, und diese aktuellen Schwierigkeiten sind **nicht** „von den Anderen gemacht“, vom „Westen“, vom „Kapitalismus“, von den „Ungläubigen“, und von und....und.....Die Verantwortung dafür sollte daher nicht bei den Anderen gesucht werden, sondern bei den Seinesgleichen, schließlich bei sich selbst, bei den Nächstverwandten, beim eigenen Stamm, beim eigenen Volk, beim eigenen Glauben an den eigenen Gott. Denn den arg bösen Feind kann man nur vernichten – außer wenn er sehr stark ist! – und selbst dessen Vernichtung sichert nicht das eigene Wohlergehen, sondern könnte nur mit immensen eigenen Verlusten erkaufte werden. Aber zum Positiven ändern kann man am besten sich selbst, und das sollte man als erstes angehen. Doch die Islamisten starren nur auf den äußeren Verursacher allen Übels, auf den Teufel, und fragen nur: Wer war an unserem Elend schuld? Und da es ja anscheinend nicht an ihnen selber lag, gelingt es ihnen nicht, „sich selber an die Nase zu fassen“ und sich selber zu ändern.

5.8.3. Kluft zwischen Auserwähltheitsanspruch und faktischer Misere

Ein wichtiger Aspekt der Gesamtproblematik besteht darin, dass die Selbsteinschätzung der Muslime von zwei extrem unterschiedlichen Einstellungen bestimmt ist: Die eine ist der aus Judentum und Christentum übernommene und im Islam weitertradierte Glaube an die Auserwähltheit derjenigen, die der eigenen Religion angehören. Er trägt zu der irrigen Meinung bei, im Vergleich mit den Ungläubigen ganz ohne eigenes Zutun schon einfach so der Bessere zu sein und in der Auseinandersetzung mit den Anderen letztendlich über alle Gegner den Sieg davonzutragen. Die andere Einstellung beruht auf der entgegengesetzten Erfahrung (die nicht gern ausgesprochen wird), dass die Umma der Muslime über viele Jahrhunderte dem kolonialistischen Siegeszug der christlichen Europäer nichts entgegenzusetzen hatte, und noch schlimmer, dass sich die Muslime eines sehr schmerzenden

„Dorns im Fleisch“, der machtvollen Präsenz der Israelis in Palästina, im heutigen Israel, bislang nicht erwehren konnten und auch kaum Chancen haben, dies in absehbarer Zukunft zu schaffen.

Wenn aber das Phantasma der eigenen Auserwähltheit von der andersgläubigen Umwelt keineswegs bestätigt und von der rauen Wirklichkeit sogar ständig dementiert wird, kommt eine unerträgliche Spannung auf, die entweder zur Resignation führt oder aber zu einem verzweifelten Aufbegehren. Das Gefühl des eigenen Versagens wird dann abgewehrt mit der religiösen Diffamierung der Anderen, die daher ihre Erfolge doch nur dem Teufel oder anderen bösen Mächten (dem westlichen Kapitalismus und dessen „Kreuzzugsambitionen“) zu verdanken haben. Auf ähnliche Weise wurden im Deutschland nach dem ersten Weltkrieg die in Wirtschaft, Geldwesen, Film und Wissenschaft so erfolgreichen und als Ärzte und Rechtsanwälte allerorten bewährten und geschätzten Juden einer Verschwörung gegen das deutsche Volk verdächtigt. Wenn solche Feinde auch noch als Ungläubige und Feinde Gottes jeden Rechtsschutz verlieren, wird ihre Vernichtung zu einem religiös legitimierten Ziel. Dass es Menschen „wie du und ich“ sind, die ihren Erfolg mit eigenen Kräften und eigenen Anstrengungen erarbeitet und sich in der sozialen Wirklichkeit bewährt haben, wird dann nicht mehr wahrgenommen. Und „Gottesleugner“ darf man nicht nur, sondern muss man offenbar töten, im Namen zumindest des eigenen Gottes. Der andere Gott, etwa Jahwe, könnte da ganz anderer Meinung sein. Wenn demnach dem muslimischen Mann schon durch seinen Glauben eine Auserwähltheit und Überlegenheit über Andere (über „Ungläubige“!) zugeschrieben wurde, fällt es ihm ganz besonders schwer, sich damit abzufinden, dass die Tage des Primats des Islam schon seit Jahrhunderten abgelaufen sind. Diese Feststellung ist ja nicht nur eine Ansicht der Ungläubigen; die Muslime haben es längst schon selber gemerkt.

Dagegen gibt es viele „Westler“, Europäer etc., die immer wieder betonen, wie viel Positives die Muslime zur abendländischen Kultur beigetragen haben, etwa mit der Rezeption einiger Bücher des Aristoteles und ihrer Weitergabe an die christliche Scholastik und Philosophie. Einige deutsche Autoren, auch Feuilletonisten, werden nicht müde, ständig wieder zu betonen, dass erst islamische Philosophen die Philosophie des Aristoteles in das noch unwissend-rückständige Europa gebracht haben. Was an dieser Behauptung der Wahrheit nahe kommt, lässt sich bescheidener und zugleich korrekter ausdrücken (die nun präsentierten Informationen, lexikalisches Allgemeinwissen, wurden von mir vorwiegend aus dem Großen Brockhaus entnommen):

Erstens: Jeder kann wissen, dass Aristoteles als Grieche selber ein Europäer war und nicht nur aus diesem Grund, sondern auch in ihren Methoden und Inhalten war seine Philosophie schon eine europäische. Und bevor die Muslime und erst später auch ihre Philosophen erstmals in der Weltgeschichte auftraten, war es der römische Philosoph Boethius (480 –524 n. Chr.), „der letzte Römer und erste Scholastiker“, der sich bemühte, die platonisch-aristotelische Philosophie zu einer Synthese zu führen und den christianisierten Völkern in lateinischer Sprache nahezubringen. Er übersetzte oder kommentierte Schriften des Aristoteles zur Logik („Kategorien“; „Über Interpretationen“). Seine theologischen Schriften erwiesen Boethius als Christen. Weitere christliche Autoren schrieben Kommentare zu aristotelischen Schriften und versuchten Harmonisierungen seiner Lehren mit denen des Platon. Seit etwa 400 n. Chr. gewann der Aristotelismus im christlichen Europa vor allem dadurch an Wertschätzung, dass er es ermöglichte, religiöse Glaubensannahmen in ein systematisches Lehrgebäude einzugliedern. Nach Schließung der platonischen Akademie (529 n. Chr.) gab es in Konstantinopel, dem Zentrum der christlichen Ostkirche, ein bis ins 11. Jahrhundert ununterbrochenes Studium der aristotelischen Schriften.

Zweitens: Der Islam wurde von dem arabischen Kaufmann Mohammed (570 – 632 n. Chr.) begründet. Seine Berufung zum Gesandten Gottes (Sure 96 des Korans) kann auf das Jahr 610 datiert werden. Die Philosophie des Aristoteles fand durch christliche syrische Ärzte Eingang auch im islamisierten Kulturbereich, zunächst an einer Übersetzerschule in Bagdad, also an der nördlichen (europäischen) Grenze der islamischen Welt, die dort noch hellenistisch geprägt war. Das vorherige Babylonien gehörte zu den nach dem Siegeszug Alexanders des Großen (~ 330 v. Chr.) gräzisierten Ländern des Alten Orients. In der darauf folgenden Epoche des Hellenismus drang das Griechentum in die östlichen Länder ein und vermischte sich dort stark mit orientalischen Elementen. Die hellenistische Kultur lebte auch unter römischer Herrschaft weiter, noch mindestens zwei der zwölf Jünger des Jesus von Nazareth (Andreas und Philippus) hatten griechische Namen. Der persische Philosoph und Arzt Ibn Sina, latinisiert Avicenna (980 – 1037) stand mit seiner rationalistischen, den aristotelischen Naturalismus weiterführenden Philosophie oft im Gegensatz zur islamischen Orthodoxie. Am einflussreichsten für die Aristoteles-Rezeption im Mittelalter war der arabische Philosoph Ibn Ruschd (Averroes), geboren in Cordoba (im jetzigen Spanien) 1126, gestorben in Marrakesch (dem heutigen Marokko) 1198. Noch 1195 wurde er wegen angeblicher Religionsfeindlichkeit seiner Lehre verbannt, seine Schriften wurden verboten. Eine Rehabilitation erfuhr er erst kurz vor seinem Tod.

Drittens: Die schon aristotelisch beeinflusste christliche Philosophie des Mittelalters erhielt nach dem 4. Kreuzzug (1202 – 1204) aus Konstantinopel sowie über muslimisch-jüdische Traditionen, gepflegt besonders in Toledo und Palermo, erneut Kenntnis von **weiteren** Werken des Aristoteles. Es waren also nach der über mehrere Jahrhunderte vorangegangenen Rezeption aristotelischer Schriften nur noch ein paar weitere Werke des Aristoteles, die muslimische Philosophen in der immer noch hellenistisch beeinflussten muslimischen Diaspora (in Syrien und Bagdad, auch in Persien, keineswegs in Mekka oder Medina!) von Christen übernommen hatten und die später in der westlichen muslimischen Diaspora (im heutigen Spanien und Marokko) an Juden und Christen weitergegeben und damit wieder nach Europa zurückgebracht wurden, wo sie ja herkamen. Die Übermittler, die sicher sehr zur weiteren Verbreitung alteuropäischer Aufgeklärtheit beigetragen haben, waren griechisch („westlich“) aufgeklärte Muslime, und davon gab es nicht viele, und sie durften sich nicht mehr lange der geistigen Freiheit griechischen Philosophierens erfreuen. Von dieser ist in heutigen Koranschulen und sogar Universitäten der Umma (der Gemeinschaft oder „Nation“ der Muslime) kaum noch etwas zu finden, und es verwundert nicht, dass statt dessen das Märchen verbreitet wird, das Abendland habe erst durch den Islam von Aristoteles erfahren. Haha!

Nach diesem wohl notwendigen Exkurs zurück zu Enzensberger. Auch er neigt dazu, die Positiva des Islam gegen die Negativa des Islamismus zu verteidigen. Er übersieht dabei aber den jüdisch-christlichen Grundboden, das Fundament des islamischen Fundamentalismus, sowie dessen eigene Aggressivität, und verharmlost insgesamt den Islam, insbesondere den von Mohammed zur unantastbaren göttlichen Offenbarung und heiligen Schrift erklärten Koran, den er, Enzensberger, anscheinend noch nicht vom Anfang bis zum Ende gelesen hat. Enzensberger bemüht sich auch redlich, sich selbst und seine Leser vor einer Identifizierung der Selbstmord-Attentäter mit dem Islamismus, und des Islamismus mit dem Islam zu bewahren. Er weiß und betont, dass vor allem viele Muslime selber zum Opfer islamistischer Aktionen werden, und dass andererseits im weiten Bereich islamischer Orientierungen vieles vorzufinden ist, das zur abendländischen Kultur beigetragen hat und bis heute zum achtbaren Kulturgut der Menschheit gehört. Das mag in einigen Hinsichten zutreffen. Es sollte aber nicht davon ablenken, dass der monotheistische Kern jüdisch-christlichen Glaubens, im Islam quasi zur Karikatur seiner selbst weiterentwickelt, auch in islamischer Fassung eine

Hauptursache für Not und Elend vor allem in weiten Teilen islamisch orientierter Gesellschaften geworden ist. Das ist aber den Muslimen nur schwer zu vermitteln, und auch die christlichen Europäer haben Jahrhunderte dazu gebraucht, die christlichen Wurzeln ihrer eigenen Gewaltsamkeit zu erkennen und zunehmend besser zu neutralisieren. Wir alle, Juden, Christen, Muslime, ja sogar Atheisten stehen gemeinsam vor der Aufgabe, unser monotheistisches Erbe zu humanisieren und damit menschenverträglicher zu machen.

Wir sollten dabei bedenken: die Vermeidung jeder Selbst-Attribuierung eigenen Versagens („sich an die eigene Nase zu fassen“) und die stattdessen bevorzugte Tendenz, alles Üble, auch in sich selbst, einem „arg bösen Feind“ anzulasten, ist keineswegs eine Besonderheit des Islam. Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, kann auch das Gewaltpotential von politischen Religionen wie des Kommunismus und ähnlich auch des Nationalsozialismus als Erbe jüdisch-christlicher Versprechungen (die „Verheißung“ der Auserwähltheit und des „Gelobten Landes“) und Drohungen (mit dem Zorn des Herrn, mit Sintflut, Sodom und Gomorrha, später mit dem „Jüngsten Gericht“ und den Höllenstrafen) verstanden werden, und nach der auserwählten Klasse der Proletarier war die auserwählte Rasse der „Arier“ eine konsequente Fortsetzung biblischer Verheißungen. Die teilweise bis heute noch akzeptablen ökonomischen Analysen von Karl Marx haben ihre politische Sprengkraft erst durch eine aus dem Christentum abgeleitete Ideologie bekommen, bei den Nachfolgern und Anhängern noch stärker als bei Marx selbst. Nicht die bloße Mehrwerttheorie, sondern die Verteufelung des Kapitals, der Klassenkampf als ein soziales Har Mageddon, der Ausgang der Weltrevolution im Sieg des „auserwählten“ Proletariats, all diese säkularistischen Derivate chiliastisch-eschatologischen Glaubens machen das Gewaltpotential des Kommunismus aus, weil sie jede Gewalt zu rechtfertigen ermöglichten. Auch der völlig verstiegene Kampf des Adolf Hitler gegen das Weltjudentum, sein Versprechen der Erlösung des Deutschen Volkes aus der Schande von Versailles, die Rettung der arischen Rasse vor der Vergiftung durch jüdisches Blut, und der Aufstieg der Arier zur Weltherrschaft, all diese Verrücktheiten sind ohne den Rekurs auf das Paradigma oder besser Phantasma der Auserwähltheit nicht zu verstehen.

Was moderne Weiterentwicklungen solcher Ideologien und ihre Suche nach neuen Sündenböcken und Teufeln betrifft, ist beispielsweise das von den Feministinnen angefeindete Patriarchat keineswegs „die“ Ursache für männliche Aggressivität, sondern eher eine ihrer Folgen, und selbst unter Berücksichtigung besonders lukrativer Formen des Kapitalismus bewirkt dieser nicht schon von sich aus Kriege, ist nicht (und schon gar nicht allein) für die Aggressivität von Männern verantwortlich zu machen. Es gibt genügend Informationen über **vorkapitalistische** Kulturen, die ein hohes Maß an männlicher Aggressivität aufwiesen. Ich möchte auch ganz ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich **nicht** den Monotheismus als die alleinige oder auch nur entscheidende Ursache für menschliche Aggressivität ansehe. Er bietet nur eine der wirkungsvollsten Rechtfertigungen für jede Art aggressiven Handelns, und das ist schon schlimm genug. Aber die Rechtfertigung verschafft nur die Erlaubnis und das gute Gewissen, nicht schon den vitalen Antrieb oder das soziale Motiv zur Tat. Und Aggressionen können sehr unterschiedlich sein, was in dem Abstraktum „die Aggressivität“ allzu leicht aus dem Blick gerät.

Enzensberger führt in den letzten Kapiteln aus, dass die islamische Welt insgesamt in einen kulturellen **und** technisch-naturwissenschaftlichen Rückstand gegenüber dem sogenannten Westen geraten ist. Er begründet im Einzelnen, dass dies auch mit der Geringschätzung der Frau in Hinsicht auf ihre persönliche und berufliche Selbstbestimmung zusammenhängt, mit den Restriktionen, die ein freies wissenschaftliches Forschen behindern, außer im Bereich der Waffen- und insbesondere Atomtechnik. Aber deren besondere Pflege macht, wie Bassam Tibi immer wieder betont, nur die „halbe Moderne“ aus. Im übrigen hat die islamische Welt

die Veränderungen, die wir mit dem Begriff „Aufklärung“ bezeichnen, noch vor sich. Eine Konsequenz daraus wäre, die Fundamente des Islam mitsamt dem Koran und dessen Rezeption bis in die heutige Scharia **nicht** schönzureden, sondern den Kontakt mit den Muslimen zu suchen, die sich nicht nur in der Technik, sondern in vielen anderen Bereichen einer allgemeinmenschlichen globalen Kultur zu öffnen bereit sind, statt sie als „westlich“ zu diffamieren und zu bekämpfen.

5.8.4. Aggressionsbetonte Fundamente der Monotheismen

An dieser Stelle unserer Überlegungen kommen wir vielleicht zu einer weiteren Antwort auf die Frage: Was ist eigentlich so schlimm an der Aggression? Es gibt eine Antwort, die eine lange Vorgeschichte hat: es ist eine **Sünde**, aggressiv zu sein, beispielsweise jemanden zu töten. Aber gilt das so generell? Denn Gott hat, wenn man dem Wort Gottes trauen kann, wie es in der Bibel überliefert ist, sogar den Tod erfunden, über die Menschen als Strafe verhängt wegen der Erbsünde von Adam und Eva, die sich erdreistet hatten, eine Frucht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu pflücken und gemeinsam zu essen, obwohl Gott zuvor zu Adam gesagt hatte: „wenn du davon isst, wirst du sterben“ (Gen 2, 17 und 3, 1-24), was man als eine harte Drohung gegen Selbstaufklärung ansehen kann.. Später hat Gott mit der Sintflut sogar eine erbarmungslose Massentötung fast der ganzen Menschheit (außer Noah und den Seinen) herbeigeführt, eine seiner schwersten Untaten. Wenn wir dies bedenken, würde es wohl Sinn machen, im Gebot „Du sollst nicht töten!“ die Anrede „Du“ stärker zu betonen: „**Du** Mensch sollst nicht töten, das steht ausschließlich mir zu, und niemand kann es mir verwehren!“ Dann wird klarer, dass die eigentliche Sünde nicht das Töten ist, sondern der Ungehorsam. Das Töten geschah ohnehin ständig, besonders im Auftrag Gottes, z.B. im Kampf der Israeliten gegen den amoritischen König von Heschbon, Sihon (Dtn. 2, 33 – 34): „Der Herr, unser Gott, lieferte König Sihon uns aus. Wir schlugen ihn, seine Söhne und sein ganzes Volk. Damals eroberten wir alle Städte (des Sihon). Wir weihten die ganze männliche Bevölkerung, die Frauen, die Kinder und Greise der Vernichtung, keinen ließen wir überleben“. Oder als das ganze Land – das Gebirge und der Negeb, das Hügelland der Schefela und seine Ausläufer – mit allen seinen Königen von Josua unterworfen wurde: „Nichts bleibt übrig, alles was lebte, weihte er dem Untergang, wie es der Herr, der Gott Israels, befohlen hatte“ (Josua 10, 40). Diese Formulierungen muss man auf der Zunge zergehen lassen: „der Vernichtung (bzw. dem Untergang) weihen“, sind das nicht wirklich schöne Umschreibungen für „umbringen“? Die Nazis sprachen von der „Endlösung der Judenfrage“ und meinten damit den Massenmord an den Juden in den Vernichtungslagern, und im Krieg im zerfallenden Jugoslawien sprach man von „ethnischen Säuberungen“ wie etwa in Srebrenitza. Die Analogie zur Schädlingsbekämpfung, zur Vernichtung von Parasiten und Krankheitserregern liegt nahe. Aber der Skandal liegt in den zitierten Bibelstellen nicht in der Wortwahl, sondern in der Verherrlichung Gottes als Herr und oberster Bestimmer, der das Morden befohlen und tatkräftig unterstützt hatte. Denn genauer als in diesen Texten kann man es nicht sagen: Töten ist erlaubt und sogar geboten, wenn Gott es befiehlt, er kann sogar sehr zornig werden, wenn seinem Mordbefehl nicht Folge geleistet wird. Also ist nicht das Morden die Sünde, sondern das Übertreten des einen oder anderen Gebotes des Gottes, welches auch immer. Es kann Sünde sein, nicht zu töten, nämlich wenn Gott das Töten befohlen hatte. Die islamistischen Selbstmord-Attentäter sehen das auch so.

Mit dem wohlfeilen Rekurs auf Gott kann natürlich jede, wirklich jede Aggressivität gerechtfertigt werden. Es können sogar schärfste Aggressionen zur Barmherzigkeit uminterpretiert und herabgemildert werden: „Der Herr hat (das Leben) gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt“ (Hiob 1, 21). Das entspricht auch ganz der

biblischen Erziehungsregel: „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es!“ Denn schon der „liebe Gott“ kann sehr streng sein. Das war kindlich naiv in eine mundartliche Redeweise gebracht, wenn meine Mutter bei einem Gewitter den gewaltig lauten Donner so kommentierte: „s’ lieb Gottche schennt!“ (= der liebe Gott schimpft!).

Im Kontrast zum Tabu jedweder Aggressivität für die Masse der Gläubigen und schon des kleinsten Ungehorsams eines Kindes blüht und glänzt die Verherrlichung der alles bestimmenden und hart strafenden Allmacht Gottes und der Sanktionsmacht seiner Stellvertreter. Da spielt die Angst der Gläubigen vor der „Hölle“ eine ganz besondere Rolle. Wo ist eigentlich die Hölle? Sie liegt, wie der Himmel, im Jenseits, außerirdisch (extramundan), also außerhalb unserer Erdkugel, was dagegen spricht, sie wegen ihres Höllenfeuers in der Enge von Vulkanen oder unterhalb von ihnen zu lokalisieren. Die Hölle muss, um sie von der himmlischen Rampe aus, wo der göttliche Richter die Seelen der Verstorbenen nach Sündern und Gerechten scheidet, direkt erreichen zu können, auf der anderen Seite der Rampe sein, wahrscheinlich unmittelbar neben oder hinter oder unter dem Himmel. Die Hölle ist von dort aus gut zu überschauen und zu erreichen, ohne dass eine Seele wieder durch unseren irdischen Boden der Tatsachen hindurch müsste, und sie ist gleich weit wie der Himmel von unseren irdischen Gefilden entfernt. Sie ist ein Aufenthaltsort nur für sündige Geister, genau so geräumig wie der Himmel, wenn nicht noch größer, weil es erfahrungsgemäß mehr verdammte Sünder als selige Gerechte gibt, und bei beiden Gruppen die Zahl immer noch rasant zunimmt.

Daher liegt die Konsequenz nahe: Wenn überhaupt Aggressivität zu tabuisieren wäre, dann müsste (wenigstens unter uns) als erstes die Hölle abgeschafft werden, schon vorher das jüngste Gericht, die strengen Gehorsamsforderungen, von Drohungen über die künftige Bestrafung der Sünden begleitet, wobei der Gehorsam meist verhüllend als „Glaube“ bezeichnet wird. Aber es sind strengste Glaubensforderungen, um die es dabei geht! Das Erste Verbot („Du sollst keine Götter neben mir haben“ etc.) gehört sogar als Allererstes abgeschafft. Danach das Auserwähltheitsversprechen, der Anspruch auf ein von Gott versprochenes „Gelobtes Land“ (das bis zur gewaltsamen Besetzung schon über lange Zeit die Heimstatt eines anderen Volkes war), und dann noch vieles Andere! Dann könnten (wiederum wenigstens unter denen, die dies verstanden und beherzigt haben) viele Anlässe zur Aggression und Gewalt fortfallen und vor allem auch ihre nachträgliche und sogar vorsorgliche Rechtfertigung.

5.8.5. Fundamentalismen

Fundamentalismus ist die Hoffnung auf eine Aufhebung von Mängeln oder gar Verderbnissen des eigenen Glaubenssystems durch Rückkehr zu dessen „Fundamenten“, nämlich den ursprünglichen Äußerungen des jeweiligen Gottes bzw. dessen Propheten, dem er sie als „Wort Gottes“ offenbart hat, und zwar wie sie in den ersten bzw. bald autorisierten Texten oder „Schriften“ (Thora, Altes und Neues Testament, Koran etc.) festgehalten worden sind. Dieser Rückzug auf die Wurzeln des eigenen Glaubens kann dessen Mängel natürlich nicht beheben, wenn seine Wurzeln selber schon in dem einen oder anderen Sinne „krank“ waren, wenn etwa der Gott seinem Propheten religiöse Inhalte geoffenbart hatte, die schon damals nicht für Menschen zuträglich waren. So etwas kann ja vorkommen. Dennoch konnte solcher Glaube durch den von Gott gesandten eigenen Sohn selbst, durch einen Propheten, durch dessen Jünger, Apostel und Kirchenfürsten, auch durch Kalifen und Imame, und weiterhin durch Anhänger (Richtungen, Konfessionen, Sekten, theologisch-philosophische Schulen, Bewegungen) mehr oder weniger unverändert weiter verbreitet werden, ohne Behebung seiner

Mängel. Diese Verbreitung des Glaubens (lat.: propaganda fide) geschah durch Missionierung, durch Predigt und Schriftauslegung, durch Verheißungen von utopischen Paradiesen und Androhen von jenseitigen Strafen, auch durch den Aufbau von klerikalen Organisationen („Kirchen“), von mir auch als „organisierte Klerikalität“ oder „Sakrative“ (im Sinne einer gesellschaftlich bedeutsamen Gewalt) bezeichnet.

Der Islam wurde auch durch Feldzüge und Eroberungskriege verbreitet, schon seit dem Auftreten des Propheten Mohammed selbst, aber von seinen Nachfolgern fortgesetzt bis zu einer weltweiten Ausbreitung des Islam von seinem Zentrum in Arabien bis nach Marokko am Atlantik und zum westeuropäischen Spanien, und nach Osten bis zu den großen Sunda-Inseln, dem heutigen Indonesien. Zur Verbreitung des Glaubens trägt in allen monotheistischen Religionen auch die „propaganda vitae“, das Zeugen und Gebären von anschließend rechtgläubig religiös erzogenen Kindern bei: das Gebot, sich im Unterschied zu den Ungläubigen bzw. „Glaubensfeinden“ stetig zu vermehren, den Feind quasi zu überwachsen, durch schiere Vermehrung der Anzahl eigener Gläubigen in die Minderheit zu drängen. Daher kann den fundamentalistischen Juden, Christen und Muslimen vorgehalten werden, dass sie (wenn auch ohne Bezug auf Darwin und daher nicht eigentlich biologisch) dennoch dessen Formel vom Überleben durch relativ erfolgreichere Selbstvermehrung am perfektsten praktiziert haben. Christliche Missionare und ihre Gläubigen haben auf solche Weise den amerikanischen Doppelkontinent, Südafrika und Australien „kolonisiert“ und mit christlichen Siedlern christianisiert, bis zum weitgehenden oder völligen Verschwinden der autochthonen Urbevölkerung. Im Unterschied dazu sind die missionarisch abstinenten Juden in der Diaspora in der Minderheit geblieben, außer zeitweise in Galizien, seit wenigen Jahrzehnten in Israel und weiterhin in den Weltmetropolen, besonders in New York.

Eine weitere Gemeinsamkeit fundamentalistischer Glaubensrichtungen, komplementär zu ihrem Glauben an den allmächtigen Monotheos, besteht in der Bereitschaft der an Ihn Glaubenden zum absoluten Gehorsam, historisch schon früh in patriarchalischen Gesellschaften im familiären Rahmen über demütige Mütter an ihre Kinder vermittelt. Das geschah weiterhin über asketische Übungen wie Fasten, Vermeiden bestimmter Getränke (Alkohol) und Schlachttiere (Schwein), über Beichte (Selbstbeschuldigung), Buße (Selbstbestrafung), Demut (Selbstverkleinerung) und Bereitschaft zum ggf. sadistischen Märtyrertum, ins Unmenschliche gesteigert bis zur mörderischen Wendung gegen das eigene Selbst in Selbstmordattentaten.

Immerhin Vergleichbares gibt es auch im Rahmen der politischen Religionen (Nationalsozialismus, Marxismus-Leninismus-Stalinismus etc.), nämlich die unwiderrufliche Selbstverpflichtung im feierlichen Gelöbnis, im Falle des zeitweiligen Abwechslertums durch intensive öffentliche Selbstkritik wiederhergestellt, notfalls durch Agitation und Gruppenzwang unterstützt, vom provozierten Beifall der Massen in Großveranstaltungen getragen, und im politischen Kampf und im ideologisch begründeten und gerechtfertigten Krieg der Massenheere bis zur Selbstaufopferung gesteigert. Die dafür notwendige Politarbeit leisten vor allem ambitionierte und im neuen Glauben arrivierte Mittelschichten, die von obersten Führungsstäben instrumentalisiert werden und nach dem Führerprinzip die Weisungen der Führungsspitze nach unten weitergeben und notfalls mit Gewalt durchsetzen.

Der Unterordnung Aller unter den all-einigen Alleinherrscher wirkt eine andere Tendenz entgegen: die Bildung von Sekten, die je für sich darauf bestehen, die einzig Rechtgläubigen zu sein, und die sich sogar gegen ihre Glaubensbrüder wenden, wenn diese fast das Gleiche nur ein bisschen anders glauben. Zur Verteidigung des eigenen, einzig richtigen Glaubens und zur Bekämpfung jeder Form von Abweichung können den Sektierern alle Mittel recht sein,

auch die revolutionäre Arbeit im Untergrund, in Geheimbünden, revolutionären Zellen, terroristischen Orden und Vereinigungen. Zu den Sekten sollte man auch säkularistische, ja szientistische Gruppierungen wie die „Scientology“ rechnen, soweit sie bei aller inhaltlichen Differenz doch weitgehende formale und methodische Gemeinsamkeiten mit den religiösen Sekten aufweisen, z.B. die Toleranz des Staates einfordern bei einem hohen Ausmaß an Intoleranz gegenüber ihren eigenen Mitgliedern.

Es ist wahrlich ein düsteres Bild, das ich da gemalt habe. Aber ist es nicht so, dass oft das Wesentliche einer Person in einer Karikatur besser verdeutlicht und erkannt werden kann als im „korrekten“ Passfoto? Der ägyptisch-jüdisch-christliche Monotheismus zeigt erst im islamischen Fundamentalismus, was schon im Anfang in ihm angedeutet, ja angedroht worden war: die Tendenz zur maßlosen Übersteigerung des je eigenen Gottes, verbunden mit einer für Menschen unverträglichen Abwertung der individuellen Person.

Ich will aber die auch für mich erkennbaren Positiva des Monotheismus nicht verschweigen oder gar unterschlagen, wenngleich ich sie am allerwenigsten in seinen fundamentalistischen Richtungen wiederfinde. Aber in den Zwischenzonen und an den Grenzen der religiösen Ansprüche auf abgeschlossene Eindeutigkeit und Alleingeltung haben sich immer wieder Tendenzen entwickelt, in einem positiven Sinn mit Gott zu konkurrieren, statt nur sklavisch seinen Willkürbefehlen zu folgen. Es kann für Menschen höchst attraktiv werden, in Anbetung des Allwissenden selber viel wissen zu wollen, den Mängeln der Schöpfung des Allmächtigen mit eigenen Erfindungen und Konstruktionen abzuwehren, das so inhaltslose Versprechen der göttlichen All-Barmherzigkeit durch eigenen solidarischen Einsatz für Arme, Elende, Kranke und Hilflose einzulösen, und statt des versprochenen himmlischen Jenseits und der angedrohten Hölle ein den Menschen einigermaßen zuträgliches Diesseits aufzubauen, nicht mit einem ultimativen Paukenschlag, sondern Schritt für Schritt in der gemeinsamen Bemühung, deutlich erkennbare Nahziele auch wirklich zu erreichen und ihre Effekte zu überprüfen.

Wenn so etwas umgesetzt wird, kann das Auswirkungen haben, die man gerade an den bisher Auserwählten, den Juden, demonstrieren kann. Nicht ganz zufällig gibt es unter den Angehörigen des auserwählten Volkes der Juden viele Höchstbegabte. In vielen Fällen sind sie das Ergebnis einer über viele Generationen auch bei der Partnerwahl wirksamen Hochschätzung geistiger Fähigkeiten, an den eigenen Kindern fortgeführt in einer an geistigen Zielen orientierten Erziehung und Bildung, und schließlich in lebenslanger eigener Bemühung umgesetzt in Exzellenz und Perfektion des selbständigen Denkens und Handelns. In der Autobiographie von Amos Oz („Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“, Suhrkamp, Frankfurt/M., 2004) wird das sehr deutlich: Der Autor hatte einen Onkel, den Gelehrten Professor Dr. Joseph Klausner, der etwa fünfzehn Sprachen beherrschte, neben Deutsch und Hebräisch auch Griechisch und Latein, Sanskrit und Persisch, Arabisch, Aramäisch und Amharisch (S. 99). Er wanderte früh nach Israel ein und avancierte dort zu einem herausragenden Gelehrten. Andere Klausners waren von Odessa an der Schwarzmeerküste nach Norden, nach Litauen weitergezogen, und konnten neben Jiddisch und Hebräisch auch Russisch und Polnisch sprechen, lernten dann in der Schule auch Griechisch und Latein, auch Deutsch und Französisch, an der Universität noch Englisch und Italienisch; der Vater von Amos Oz verstand auch Arabisch und Aramäisch und konnte Keilschrift lesen. Dann ist gar nicht mehr zu verwundern, dass auch der Autor selbst neben dem neuhebräischen Iwrit noch mehrere andere Sprachen bis zur Perfektion und hohen dichterischen Qualität beherrschte. So kann schon im kleinen Jungen das Interesse an Sprachen geweckt werden und der Ehrgeiz aufkommen, es solchen Vorbildern gleichzutun oder sie sogar noch zu überbieten, und dies mit dem Risiko, wie der hochbegabte Vater des Autors im Berufsleben ein kleiner

Bibliothekar zu bleiben, weil in Israel zu dieser Zeit für die große Zahl an miteinander konkurrierenden Höchstbegabten nur wenige hochqualifizierte berufliche Positionen offen standen.

Ich will das so interpretieren: statt sich selber von Gott auserwählt zu halten und ohne eigenes Zutun eine Vorzugsstellung zu beanspruchen, kann man seine eigenen Fähigkeiten weiter ausbilden und dann selber, über die Grenzen von Sprachen, Völkern, Rassen und Religionen hinausgehend, die übergreifenden Vorzüge des Menschseins zu optimieren helfen. Das könnten auch Vorzüge von Menschen gegenüber Gott sein. Wie wär's, Gott an Toleranz weit zu überbieten? Auf die Weltherrschaft des Einen und der Seinen zu verzichten? Statt an das unerschütterliche und unverrückbare Fundament einer Wahrheit zu glauben, die schon ein paar tausend Jahre alt ist, also schon sehr in die Jahre gekommen ist, könnte einer sich in Zusammenarbeit mit Anderen um eine immer weiter fortschreitende wissenschaftliche Klärung von Problemen bemühen, und statt an den starren Normen der Zehn Gebote festzuhalten, könnte er sich für die Realisierung der Menschenrechte einsetzen und die Mächtigen an ihre Menschenpflichten erinnern. Ich könnte jetzt noch einige weitere solche Fragen stellen und Vorschläge machen, aber ihr Tenor ist wohl schon deutlich genug geworden: wir Menschen sollten unser biologisches und kulturelles Erbe auch geistig in die eigene Verantwortung nehmen, und wir sind auch, wie ich nicht nur hoffe, sondern als realistisch annehme, dazu in der Lage.

5.9. Positive Konsequenzen

5.9.1. Voraussetzungen: geistige Kumulationen und Expansionen

Bei der Frage nach positiven Konsequenzen der hier vorgelegten Analyse müssen einige Voraussetzungen bedacht werden. Ich gehe dazu auf Vorüberlegungen zurück, in denen es um Kumulationen und Expansionen (5.3.4.) und insbesondere katastrophale Explosionen in der unbelebten und belebten Natur (5.3.5.) ging. Beim **Menschen** können wir Vergleichbares vorfinden, und zwar sowohl was sein biologisches Erbe betrifft (etwa in der Anfälligkeit für Biotopänderungen) als auch was in seinen geistigen und technischen Möglichkeiten begründet ist. Zumindest im Effekt kommt es auch beim Menschen schon auf biologischer Ebene zu Bevölkerungsexplosionen, zur explosiven Ausbreitung von Infektionskrankheiten in Seuchenzügen, in den letzten Jahrzehnten die Unaufhaltsamkeit des so schwer zu isolierenden AIDS-Virus. Aber auch Moden und Ideologien sind ansteckend und können sich dann nach dem gleichen Modus einer punktuellen Erstinfektion und anschließenden Ausbreitung rasant vermehren. Bedrückend ist nicht nur, wie wehrlos Menschen solchen Mächten ausgeliefert sein können, sondern besonders der Umstand, dass sie sogar noch zu ihrer Genese und Verstärkung beitragen. Hinzu kommen menschengemachte eskalierende Weltkriege, in ihren Auswirkungen bis ins Maßlose gesteigert durch Massenvernichtungswaffen wie chemisch produzierte tödliche Gase, in Labors gezüchtete **Bakterien**, und im weiten Umkreis alles vernichtende Atombomben, diese drei fast verharmlosend zu **ABC-Waffen** zusammengefasst. Menschen haben herausgefunden, wie man etwas (auch Menschenmassen) bis zum Platzen zusammenpressen kann, wie eine kritische Masse bei genügendem Druck zur Selbstentzündung kommen kann. An anderer Stelle (7.8.7. Gegen Prekarisierung....) habe ich mich näher mit dem sich selbst verstärkenden Armutszirkel befasst, der wiederum verhängnisvoll mit dem biologischen Angst-Aggressions-Zirkel gekoppelt ist. Das kann zu üblen Sachzwängen und quasi strukturellen Aggressivitäten führen, die durch noch so gut durchdachte und praktizierte Einzelmaßnahmen nicht zu beherrschen sind.

Die vermehrungsaktiven Genome von Menschen und menschlichen Populationen sind innerhalb von sehr unterschiedlichen und veränderlichen Umwelten (Biotopen) quasi eingehüllt in selbstgeschaffene geistige Eigenwelten („Memome“ als den einzelnen „Memen“, den Bedeutungsinhalten, übergeordnete Gesamtheiten). Die Umweltvariabilität wurde schon sehr früh in der Menschheitsentwicklung abgepuffert durch menschengemachte Artefakte, angefangen (schon bei Menschenaffen) mit der gezielten Verwendung und bald auch Herstellung von Werkzeugen und Waffen aus Holz und Stein, später von Wohnung (Höhlen, Hütten etc.) und Kleidung (aus Tierfellen und Faserstoffen), noch später durch eine ernährungssichernde Agrarwirtschaft mit Vorratshaltung über den Winter hinweg und eine Herdenhaltung bis zur gezielten Viehzucht. Zur Tradierung und je neuen Organisation solcher Artefakte half die menschliche Fähigkeit des Sprechens und Verstehens („die Sprache“), realisiert in vielen Einzelsprachen, die aber im Prinzip ineinander übersetzbar sind. Aber gerade durch Übersetzungen stellen sich die sprachenübergreifenden Einzelbedeutungen („Meme“) heraus, die zu übergeordneten Sinnzusammenhängen („Memomen“) integrierbar sind, die auch in Konkurrenz zueinander stehen können, aber auch in einer Lingua franca, heutzutage im Englischen, die Funktion einer allgemeinverständlichen Weltsprache übernehmen können.

Solche Wirklichkeit abpuffernden sprachlichen Umhüllungen werden gruppenintern weiter stabilisiert durch Selbstverständlichkeiten, Sitten und Gebräuche, diverse Kulturtechniken, überhöht durch Mythen (mit Erklärungscharakter), Glaubenssysteme und Religionen, die auch zur Rechtfertigung von Macht und Herrschaft dienen. Solche von biologischen Biotopen relativ unabhängigen Eigenwelten lassen sich recht gut veranschaulichen durch die in aller Welt Schifffahrt und Handel treibenden, schließlich auch kolonisierenden und ein „Commonwealth of Nations“ begründenden Briten, nämlich mit ihrer Eigenart, wo auch immer und in welcher Situation auch immer um „five o'clock“ ihren „tea“ zu trinken, sei es auf hoher See, im Urwald, in der Wüste, am Nordpol oder gar in einem die Erde umkreisenden Satelliten!

Dass die globale Verbreitung der Menschen nicht zu je partikulär bleibenden Einzelgesellschaften geführt hat, sondern diese weltweit vernetzt und nachträglich immer weiter vereinheitlicht wurden, dazu trugen die Erkenntnis der Übersetzbarkeit der Sprachen bei, die Erfindung der Schrift und anderer Zeichensysteme, der Aufbau ganzer Zahlenwelten, schon früh genutzt im völkerübergreifenden Handel und Geldwesen bis zum Hochkapitalismus. Wie in einem Kokon von Künstlichkeiten eingesponnen leben Menschen in aller Welt in Infrastrukturen mit Verkehrsmitteln auf Verkehrswegen (von Wildpfaden über eigens angelegte Straßen bis zu Eisenbahnlinien, Autobahnnetzen, Schifffahrts- und Fluglinien), mit Stromleitungen und Pipelines zur Energieversorgung, mit Informationskanälen, welche die ganze Erde mit einem immer dichter, feiner und schneller (fast instantan!) werdenden Netz („web“) überziehen. Dazu gehört auch die Ver- und Entsorgung der immer größer werdenden Städte, groß bis zur Megapolis, zur Städtelandschaft, in der wie im Ruhrgebiet die verschiedenen Städte unmerklich ineinander übergehen, oder wo Städte wie Lima in Peru über alle Begrenzungen wuchern bis in eigentlich lebensfeindliche Wüsten oder jedenfalls Karglandschaften. Immer schwieriger wird die Frischwasserversorgung solcher Megastädte, ihre Abwasser- und Müllentsorgung, die Errichtung und der Ausbau von Kläranlagen zur Verhinderung von Seuchen, und nicht zuletzt die Minderung von Massenarmut und die Eindämmung einer mafösen Kriminalität. Die Meisterung solcher Aufgaben ist nur möglich durch Fortschritte der Technik, die wiederum eng gebunden sind an den wissenschaftlichen Fortschritt in allen Bereichen. Dies wiederum setzt ein gut funktionierendes Schulwesen bis zur universitären Forschungseinrichtung voraus.

Wir sehen also: Relativ unabhängig von der Weitervermehrung menschlicher Genome haben all die genannten Künstlichkeiten die Tendenz, sich weiter auszubreiten, ineinander verfilzt und verdichtet, eine auf die andere angewiesen, voneinander gestützt und getragen, aber auch eines vom anderen negativ betroffen, einander grob ausnutzend. Die ganze Erde wird von diesen menschlichen Künstlichkeiten überzogen wie eine Frucht vom Schimmel, dem der Lichtschimmer vergleichbar ist, der jeweils auf der Nachtseite der Erde von Astronauten erkennbar ist.. Wir leben auf einer immer kleiner werdenden Erde, in **einem** globalen Dorf, in dem Informationen sich noch schneller ausbreiten als früher die Seuchenzüge. Die Internationalität ist kein verstiegenes Ideal mehr, sondern eine handgreifliche und in manchem gar nicht so positive Tatsache!

5.9.2. Start: Einen guten Anfang ermöglichen!

Wenn wir ein solches Gesamtszenario berücksichtigen, stellt sich die Frage, in welchem Bereich die weitere Humanisierung der Aggressivität als erstes anzusetzen hätte. Wegen der Tendenz zur Kumulation der Negativitäten, zu denen auch eine antisoziale Aggressivität gehört, wäre es wünschenswert, Kinder erst gar nicht in den Elendskreislauf hineingeraten oder bis zum Erwachsenwerden darin verbleiben zu lassen. Das macht u.a. einen Verzicht auf den Gebärzwang notwendig: eine Glaubensverbreitung (propaganda fide) mittels biologischer Vermehrung der Gläubigen („propaganda vitae“) sollte nicht auch noch staatlich gefördert werden. Stattdessen sollten wirksame Methoden der Empfängnisverhütung mittels Kondom, Schwangerschaftsabbruch und ggf. freiwilliger Sterilisation nicht nur ausdrücklich erlaubt, sondern Menschen in prekären Lebenssituationen, vor allem wenn sie ihren Kindern kaum etwas Gutes weitergeben können, ausdrücklich angeboten und ihre Nutzung sogar mit Prämien belohnt werden.

Ohne Zweifel ist es notwendig und auch möglich, Kinder unter familiären Bedingungen aufzuziehen, die dem Aufkommen ungebremster Aggressionen entgegenwirken. In einigen Fällen, vor allem wenn Eltern dieser Aufgabe nicht genügend gewachsen sind, wird eine begleitende Förderung oder auch Nacherziehung aggressiver Kinder, vor allem von Jungen, notwendig sein. Diese sollte aber nicht Institutionen überlassen werden, die ein Eigeninteresse daran haben, die ihnen anvertrauten Kinder nach eigenen religiösen oder ideologischen Zielen und Wertvorstellungen zu formen. Kinderkrippen und Kindergärten sollten nicht zur Indoktrinierung ihrer Zöglinge missbraucht werden, sondern den Kindern helfen, mit den Verschiedenheiten unter ihnen selbst, dazu gehören auch rassische, religiöse und parteiliche Verschiedenheiten, vertraut zu werden. So können Kindergärten eine Mindest-Integration erleichtern und die Voraussetzungen für Toleranz vermitteln, statt zu einem je neuen Glaubenszwang zu führen.

Weiterhin sollten Kinder und Jugendliche in eine Welt hineinwachsen können, in der sie als Erwachsene frei von Zwängen ihre eigenen positiven Möglichkeiten entfalten können. Wie sollte diese Welt (bescheidener formuliert: das Land, in dem sie leben) beschaffen sein? Die Antwort auf diese Frage muss nicht theoretisch von utopischen Idealvorstellungen abgeleitet werden, sondern könnte auf quasi empirische Weise vorgeklärt werden. So könnten wir fragen: wo überall in der Welt können Kinder so aufwachsen, dass sie als Erwachsene einigermaßen aktiv und erfolgreich sein, und zugleich freundlich und hilfsbereit miteinander umgehen können, im Unterschied zu Gesellschaften und Subpopulationen an Orten, wo man sich am helllichten Tage vorsehen muss, um nicht zum Opfer von Gewalt zu werden? Orte der erstgenannten Art müssen ja gar nicht utopisch-paradiesisch sein, dort mag es weiterhin

Menschen mit Ecken und Kanten geben. Aber es wäre ein großer Gewinn, wenn dort die Unachtsamkeit gegenüber dem Leid Anderer geringer ist und wenn die Selbstdurchsetzung ohne Schädigung eines Gegners oder gar Feindes geleistet werden kann. Wenn man also herausfinden kann, in welchen Gesellschaften, Völkern und Staaten jene Bedingungen vorherrschen, welche einer Eskalation von Aggressionen insgesamt abträglich sind, und in welchen Hinsichten solche Gemeinschaften einander ähnlich sind, dann könnte davon abgeleitet werden, wie solche Bedingungen auch anderswo herbeizuführen sind oder ihrem Mangel gezielt abgeholfen werden kann, wenigstens unter denen, die dies verstanden haben und beherzigen wollen.

Meine eigene Suche nach solchen positiven gesellschaftlichen Bedingungen war orientiert an objektiven Kriterien wie Ausmaß der Säuglingssterblichkeit, Mangel- oder Unterernährung von Kindern, Kinderarbeit, Angebote und Nutzung von Schulbildung, Analphabetismus, Gesundheitszustand, qualifizierende Berufsausbildung, oder auch politische Freiheiten (Versammlungsfreiheit auch für Protestierende, freie Wahlen, Machtbalance politischer Institutionen, Pressefreiheit etc.), Freiheit von religiösen Zwängen, Kontrolle wirtschaftlicher Monopole, geringes Ausmaß der Korruption, gewerkschaftliche Koalitionsfreiheit mit Streikrecht und noch einigen anderen Kriterien. Es gibt Listen für je einzelne Kriterien, in welcher hohem bis geringem Maße sie in den verschiedenen Staaten unserer Welt realisiert sind. Das Gesamtergebnis ist verblüffend eindeutig: erstens korrelieren die Kriterien bemerkenswert hoch miteinander und zweitens sind Staatengruppen identifizierbar, die bei solchem Rating immer wieder besonders gut abschneiden, nämlich als Spitzengruppe die skandinavischen Staaten einschließlich Finnland, dann die kleineren europäischen Staaten wie die Beneluxstaaten und die Schweiz, dann Großbritannien und einige Nachfolgestaaten des ehemaligen Commonwealth of Nations wie Australien, Kanada und die USA, nicht zu vergessen Deutschland, Frankreich und andere größere europäische Staaten, auch Japan, Südkorea und die Tigerstaaten Singapur und Hongkong, und nach einem breiten Mittelfeld am unteren Ende der Skala eine ganze Reihe afrikanischer Staaten. Diese Differenzen haben sicher historische Gründe und darunter solche, die auf Missionierung und Kolonisierung zurückzuführen sind. Wenn es aber um die positiven Konsequenzen unserer Analyse der Aggressivität geht, sollten wir nach vorne blicken und bereit sein, von den Bewohnern derjenigen Länder zu lernen, die das Glück hatten, von Fortuna mit Erfolg belohnt worden zu sein. Das Bemühen um Reform muss den Vorzug haben gegenüber dem nach Rache.

5.9.3. Ziel: Zivilisierung und Humanisierung der Aggressivität

Wie schon bei der Sexualität geht es auch bei der Aggressivität **nicht** darum, sie zu tabuisieren oder gar generell zu verhindern. Tribschicksale haben nicht nur mit Psychopathologie, mit Abirrungen und Abnormität zu tun. Stattdessen sollte man Wut, Hass, Zorn, Mut und verwandte Affekte oder auch Strebungen als ein Ensemble von biologisch aus einer Wurzel überkommenen Antrieben neben anderen Antrieben, etwa der Sexualität und der Mütterlichkeit, sehen und sie besser zu verstehen suchen und sie sogar als Motor menschlichen Handelns akzeptieren und darüber hinaus nutzen lernen. Wie schon bei der Sexualität geht es auch bei der Aggressivität ganz positiv darum, diese Antriebe zu zivilisieren, sie notfalls zu zähmen und sogar zu bändigen, aber darüber hinaus auch zu kontrollieren und zu kultivieren, mit einem Wort: sie zu humanisieren. Aber statt sie in Kunst und Wissenschaft bis fast zum Verschwinden zu sublimieren, könnten menschliche Triebe (neben der Sexualität auch die Aggressivität) auch in Sozial- und Partnerbeziehungen im positiven Sinne ausgelebt und befriedigt werden, konstruktiv umgesetzt und nicht nur simpel

ausagiert. So wie es offenbar schon immer eine Kunst des Liebens gab, gibt es auch so etwas wie eine Streitkultur, die man in Diskussionsforen erlernen und pflegen kann.

Wer sich über die Vielfalt auch von positiven Aggressionsformen informieren möchte, kann dies gut über ein Buch von Peter Sloterdijk mit dem Titel „Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch“ (Suhrkamp, Frankfurt/M., 2006). Sloterdijk neigt nicht zu blutleeren Abstraktionen. Er verfügt über eine hohe sprachliche Nuancierungs-fähigkeit („verbal versatility“) und nutzt sie, um einen Phänomenbereich in all seinen Varianten, Differenzen, Gegensätzen, aber auch in feinen Schattierungen und je besonderen Eigentümlichkeiten zu erfassen und sprachlich treffend wiederzugeben. Aus seinem Buch habe ich umfangreiche Listen von aggressionsbezogenen Wörtern extrahieren können, welche die ganze Vielfalt dessen, was man so trocken unter „Aggressivität“ zusammenfasst und dabei zu einem papierernen Begriff verarmen lässt, wieder vor Augen führt und erfahrbar macht. Auf dieser Basis riskiert er aber auch Verallgemeinerungen, und ich beginne mit einer ersten Klassifizierung, die ich mit selbstgewählten Begriffen anreichere. Da sind zunächst einmal, und zwar noch nicht auf Aggressivität begrenzt, sondern auf Triebe allgemein bezogen, drei Klassen von Phänomenen zu unterscheiden, die zusammengenommen in ihrer Abfolge eine Art Zeitgestalt bilden:

- 1) zu Beginn eine noch vage Triebstimmung, ein unbestimmtes Gefühl, ein Empfinden, ein sich verstärkender Affekt, oder auch eine bloß vorübergehende Laune;
- 2) dann eine zunächst noch vage Regung, verstärkt zu Kräften und Energien, die eine ungerichtete Aktivität aufkommen lassen, einen Bewegungsdrang, eine Begierde;
- 3) und schließlich bewusster auf ein bestimmtes Ziel hin gerichtete Wünsche, ein Verlangen nach etwas, ein Streben zu ihm hin, eine handlungsbestimmende Intention bis zur triebbestimmten Handlung selbst, und diese könnte u. a. auch in einen Kampf um ein beehrtes Gut münden.

Das alles kommt ins Spiel, wenn Sloterdijk insgesamt vom „Thymos“ spricht oder etwas als „thymotisch“ charakterisiert (abgeleitet von griech. thymós „Gemüt“).

Wenn dieses allgemeine Triebkonzept auf Aggressives eingengt wird, tut sich für Sloterdijk ein Universum von Nuancen auf (wiederum teilweise von mir ergänzt). Fangen wir mit dem Harmloseren an, mit dem Übermut von Kindern. Wie schon an anderer Stelle meiner Internetseite unter „Überschwang der Gefühle“ (2.4.7.1.) und als „Das Spiel“ (2.5.5.4.) angesprochen, geht es hierbei um kindlich-naive Offenheit und Spielfreude, auch um den Übermut der größer gewordenen Kinder, besonders der Jungen. Dieser ist durchaus wünschenswert, denn die Aktivität sogar bis zu ihren aggressiveren Formen hin muss sich erst einmal entwickeln können, auch in der Abgrenzung des Kindes von anderen Kindern und Erwachsenen und in der Auseinandersetzung mit ihnen. Da gibt es schon bei Kindern und erst recht bei Jugendlichen geschlechtsspezifische Äußerungsformen wie das Rangeln der Jungen bei jeder Gelegenheit, zu unterscheiden von den lebhaften mehr sprachlichen Interaktionen der Mädchen, bei ihnen häufig von Lächeln und Lachen begleitet. Für Lehrer oder Sporttrainer ist das Eine so störend wie das Andere, aber wie schlimm wäre es um Kinder bestellt, bei denen solche „Unruhe“, die wir besser als **Munterkeit** bezeichnen sollten, gar nicht erst aufkäme!

Der Hinweis auf Geschlechterunterschiede sollte nicht als Plädoyer für eine an geschlechtsspezifischen Normen orientierte Erziehung missverstanden werden. Ich selber habe das recht erfolgreiche Engagement meiner jüngsten Töchter, und zwar erst in einer Fußballmannschaft kleiner Jungen (dort war die jüngere bis zur Mannschaftsführerin avanciert), dann im Mädchen- und später Frauenfußball, über Jahre hinweg gern unterstützt, habe manchmal einen Großteil ihrer Mannschaft in meinem Bus zu Auswärtsspielen

transportiert und sie dann vom Spielfeldrand angefeuert oder auch getröstet. Ihr älterer Bruder hatte als Kleinkind einen Puppenwagen, mit dem er allerdings eher Rennen von der Wohnungstür über den Flur bis ins Spielzimmer veranstaltete, wo dann wegen der scharfen Kurve die Puppe oder der Teddy aus dem Wagen flog. Aber ich kann glaubhaft versichern, dass er das nicht von mir gelernt hatte. Aber ich habe es ihm auch nicht verboten. Wenn ich selber einen Kinderwagen schob, und das habe ich oft getan, dann ist mir nie ein Baby in der Kurve rausgeflogen. Wiederum ist es eher die Sache schon der kleinen Mädchen und noch lange von manchen Frauen, sich zu schmücken und schön zu machen, sich beim Tanz zu zeigen und überhaupt die Blicke auf sich zu lenken. Wenn das von Muslimen als sexuelle Aggression angesehen wird, ist das wohl eine reine Projektion. Umgekehrt ist solches Verhalten auch nicht als geschlechtstypisch zu fordern, sondern es reicht völlig, das eine und das andere Verhalten zu erlauben.

Sloterdijk (S. 67) weist darauf hin, dass der **Sport** „... als ein expansives System von Sieg- und Dominanzchancen für die Stimulierung und Kanalisierung postmoderner Ambitionsüberschüsse unentbehrlich geworden“ ist. Neben den sportlichen Wettkämpfen, in denen es um Sieg oder Niederlage geht (vernünftigerweise gibt es auch ein Unentschieden!), gibt es auf mehr intellektueller Ebene vergleichbare 0-Summen-Spiele, beim Schach bis zum Remis oder besser noch zum „Schach matt!“ mit der drohenden Vernichtung des gegnerischen Königs, vor der er allerdings durch die Beendigung des Spiels bewahrt bleibt. Aber sich an Regeln halten, miteinander fair, das heißt auch ohne Mogeln, Drohen, Tätlichkeiten usw. umzugehen und das Urteil des Schiedsrichters zu akzeptieren, das sollte schon in Kindheit und Jugend gelernt worden sein. Um etwa Ähnliches geht es bei der Förderung der Streitkultur durch **Diskussionsforen**, möglichst öffentlich in Diskussionsrunden und Podiumsgesprächen, in den „blogs“ des Internet leider oft etwas ausufernd, wenn kein Mediator oder Administrator eingreift. So kann die de-eskalierende Mediation im juristischen Bereich auch als Hilfe zum „besser Streiten“ gesehen werden, zum Führen ziel- und ergebnisorientierter Gespräche, in denen die Mittel genau so wichtig genommen werden wie der Zweck, und zwar faire Mittel! Und insbesondere unter Frauen kann man gute Mediatoren finden

Es gibt ein altersübergreifendes Verhalten, das dennoch etwas Jugendliches an sich hat: das ist ein **freimütiges Auftreten**, ungekünstelt, durch keine überflüssigen Tabus oder strenge Benimmformeln eingeschränkt, vielmehr offen und ehrlich, aufrichtig und redlich (engl.: „candid“), das nicht als Grobheit oder Naivität diffamiert werden sollte, weil es auch mit einem hoch entwickelten Feingefühl verbunden sein kann. Davon ist abzuheben eine vorzugsweise bei Männern zu beobachtende und auch für sie zu wünschende Variante eines Verhaltens, das im ursprünglichen Sinne des Wortes „aggressiv“ auf andere zugeht („heranschreitet“), beherzt, sicher und entschieden, mannhaft, energisch, kraftvoll, und nur zur Not auch wehrhaft, kampfbereit, ja sogar kämpferisch in Angriff übergehend, mit Mannesmut auch gegenüber dem anscheinend stärkeren Kontrahenten (in Parenthese gesagt: bei den gerade zitierten Eigenschaften hatte ich ein ungutes Gefühl, dass sie doch nicht mehr in unsere Zeit passen, aber die homerische „Ilias“ und die „Odyssee“ wären ohne die Akzeptanz solcher Mannestugenden gar nicht zu verstehen). Was sich hier so martialisch anhört, kann auf verbale Auseinandersetzungen beschränkt bleiben. Und wir sollten bedenken, dass die praktisch unvermeidbaren Rangeleien, wenn sie auf gleichstarke Jungen beschränkt bleiben, eine Gelegenheit bieten, **Fairness** zu üben: den im Kampf Unterlegenen, der vielleicht am Boden liegt, nicht auch noch zu treten, und vor allem den Schwächeren nicht zu quälen. Das sollten Lehrer, Erzieher und Trainer den kleinen Streithähnen zu vermitteln suchen. Die Griechen der Antike zögerten nicht, den Ruhm des Siegers, die Taten des Helden zu besingen, der selber mit stolz geschwellter Brust den Beifall entgegennahm. Aber bis heute

verdient ein selbst erarbeiteter Erfolg ehrliche Anerkennung, und der Ehrgeiz, besser als andere zu sein, die Ambition, ein selbstgesetztes Ziel zu erreichen, sie sollten weiterhin als Positiva angesehen werden, und sollten das Ansehen eines Menschen erhöhen können. Ein Mindestmaß aggressiver Antriebe gehört auch zur Verteidigung gegen Angriffe und zur Abwehr von Zumutungen, dient insgesamt also der sozialen Selbstdurchsetzung, aber auch der Selbstbehauptung („coping“) gegen Schicksalsschläge und Krankheiten, und sogar der Vorbereitung auf das Sterben und den Tod. Das Wort „Todeskampf“ bringt das klar zum Ausdruck.

Allerdings kann das Herausfordern eines Gegners, in Wettkämpfen üblich und angemessen, zur Provokationstendenz ausarten, die Kaltblütigkeit in einer Gefahrensituation kann zur Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Leid anderer Menschen abstumpfen, das geschickte Nutzen von Vorteilen kann zur egoistischen Ausnutzung ahnungsloser oder gar hilfloser Anderer führen. Da genügt es nicht, wenn die davon Betroffenen ohnmächtig die Zähne zusammenbeißen und die Faust in der Hosentasche ballen, wenn sie das von ihnen Abgeforderte zwar nicht wollen, es aber dennoch tun, das ihnen Zugemutete dennoch ertragen. Besser ist es, dass sich dagegen lauter **Protest** erhebt, nicht nur von den selber Betroffenen, sondern auch von Anderen, die sich mit den Ausgenutzten und Notleidenden solidarisieren. Der überfordernde Dienstherr muss den Widerstand, die Arbeitsverweigerung, den Streik auch spüren, und er spürt es um so mehr, je mehr Betroffene und Sympathisanten sich daran beteiligen. Die Abwehr von Ungerechtigkeit und Unzumutbarkeit macht entschieden solidarisches Handeln notwendig, um Menschenrechte gemeinsam durchzusetzen und die Machthaber an ihre Menschenpflichten zu erinnern. Dazu reicht es nicht aus, an ein vages Rechtsempfinden zu appellieren, sondern man braucht Rechtskenntnisse oder die Hilfe von Rechtskundigen, um unter Beachtung juristischer Verfahrensregeln seine eigenen Rechte und die Gerechtigkeit insgesamt zu beanspruchen und zu verteidigen, nicht nur für sich selbst, sondern auch für Mitmenschen, die gegenüber Paragraphen und behördlichen Bescheiden hilflos sind und etwa die Urteilsbegründungen gar nicht verstehen. Hilfe leisten setzt also eine problembezogene Leistungsfähigkeit voraus. Aber jemandem aktiv solidarisch zu helfen erfordert oft auch Mut, um ihm auch gegen anscheinend übermächtige Kontrahenten Beistand zu leisten. Es gehört auch **Zivilcourage** dazu, um einem ausufernden Streit Einhalt zu gebieten und schlichtend einzugreifen, oder auch wenn man sich selbst gegen Obrigkeiten und Behördenwillkür zu behaupten hat. Manchmal ist es notwendig, sich dann größer zu machen als man wirklich ist. Ein gorillahaftes Imponiergehabe („Wir können auch anders!“) oder wenigstens ein überzeugend gespielter Theaterdonner kann härtere Aggressionen ersparen. Männer können solche Mittel überzeugender einsetzen als Frauen. Aber inzwischen werden die Frauen nicht mehr durch ihre meist geringere Körpergröße und Kraft daran gehindert, sich mächtig ins Zeug zu legen. In unserer hochtechnisierten Moderne sind sie in der Lage, sogar größere Objekte zu bewegen. Dank der bei Großfahrzeugen (Bussen, Lastwagen etc.) eingerichteten Servolenkung sind hier in Marburg schon viele Busfahrerinnen im Linienverkehr eingesetzt. Auch ihre meist zarteren Stimmen sind kein Handikap mehr in Situationen, wo jemand sich trotz lästiger Umweltgeräusche oder gezielter Störversuche vernehmbar äußern möchte. Mit Hilfe eines Mikrophons mit ausreichendem Verstärker kann eine zarte Frau sich auch gegenüber rüpelnden Zwischenrufern und ständig unterbrechenden besserwisserischen „Kollegen“ Gehör verschaffen. Sie sollte dann den Lautstärkereger direkt vor sich am Pult oder Tisch haben und ihn nach Bedarf selber lauter stellen. Wenn die Männer jedoch gelernt haben, respektvoll zuzuhören, kommt die Frau in kleinerer Runde auch ohne Verstärker aus.

5.9.4. Grenzen der Therapierbarkeit und Kontrollierbarkeit

Aber gibt es auch Möglichkeiten, einen schon eingebrannten Hass wie andere seelische Störungen psychologisch zu behandeln? Den "Hitlers" ist damit wohl nicht zu helfen. Ihnen fehlt ein Mindestmass an Einfühlung in das Leiden ihrer Opfer, an Einsicht in die Verwerflichkeit ihres eigenen Tuns (vielleicht wissen sie sogar Gott oder die Vorsehung an ihrer Seite!), sie kennen keinen Wunsch nach korrektiver Selbstveränderung. Dann bleibt gegenüber den Hassenden nur: sich ihnen entziehen, sie isolieren, sie aktiv daran hindern, ihren Hass in mörderische Handlungen umzusetzen. Wichtig ist aber auch die Vorbeugung gegen Hass: Kinder und Jugendliche frei von Hass aufwachsen lassen, sie gegen Not schützen, gegen hasserfüllte Indoktrinierung immunisieren, die Verständigung zwischen den vielen Völkern und den vielen Religionen fördern, vor allem zwischen den „Erbfeinden“. Fangen wir an bei den Menschen, die wie wir Deutsche von solcher Hassideologie befreit worden sind oder die sich selber vom Einfluss ihrer Oberhasser freimachen konnten.

Als ähnlich therapieresistent wie manche soziopathischen Individuen könnten sich bestimmte Glaubensrichtungen und Ideologien erweisen, insbesondere wenn sie darauf bestehen, dass ihre durch göttliche Offenbarung vermittelten und in heiligen Schriften fixierten Glaubenswahrheiten auf ewig unveränderlich sind und bleiben müssen. Dass sie so etwas glauben, daran sollten wir sie nicht zu hindern suchen, denn die Glaubensfreiheit ist ein hohes Gut. Woran wir sie dagegen unbedingt **hindern müssen**, das ist ihre politische Machtergreifung mit dem Anspruch der eigenen Auserwähltheit, der göttlich legitimierten Zwangsmissionierung aller „Ungläubigen“ und der Herrschaft über die ganze Welt. Wenn in dieser Weise indoktrinierte Menschen hilfreiche Korrekturen nicht annehmen können, müssen sie dennoch damit rechnen, dass sich die freie Welt gegen ihre verstiegenen Ansprüche zu wehren versteht, schon aus Selbstschutz. Solange sie ihren Allmachtsphantasien nur im eigenen Gotteshaus und im eigenen klerikalen Staat nachgehen und die weltweite Herrschaft ihres Gottes nicht mit Atombomben durchzusetzen versuchen, können solche Glaubensinhalte sicher toleriert werden, wenngleich ihrer weltweiten Missionierung Grenzen gesetzt werden sollten.

5.9.5. Akzeptable verbale Aggressionen

Es gibt verbale Aggressionen, denen u. a. eine Ventilfunktion zukommt, nämlich wenn sie in allgemein akzeptierte Festlichkeiten wie den Kölner Karneval eingebettet sind. Er ist eine altherwürdige Institution, die alle auch schlimmen Zeitläufte unbeschadet überstanden hat, mit engem Bezug zu alten Festzugsbräuchen (lat. carrus navalis = „Schiffswagen“) und zur Fastenzeit (lat. carne vale = „Fleisch adé!“). Augenscheinlich ist im Karneval das Karikieren katholischer Riten: die „Bütt“ als veralberte Kanzel, die „Büttenrede“ als närrische Predigt, die drei Ehrengäste (Prinz, Prinzessin und Bauer) als Abbild einer hohen Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Prinzensgarde als närrische Melange zwischen Messdienern, Verbindungsstudenten im „vollen Wicks“ und militärischer Ehrengarde, aber eben von jungen Mädchen getanzt, die ihre nackten Beinchen werfen und spreizen dürfen. Der Karnevalszug ist durchaus mit einer Prozession vergleichbar, und statt Oblaten (der Leib des Herrn im Abendmahl) auszuteilen, werden „Kamelle“ über das jubelnde Volk ausgeschüttet. Die „Veedelszöch“ haben noch eine enge Bindung an das eigene Stadtviertel mit der eigenen Kirche. Dem Inhalt der Büttenreden ist anzumerken, ja es ist ihr großer Vorzug, dass sie in jeder Hinsicht respektlos sind. Sie kritisieren im Unterschied zur Fastenpredigt nicht das sündige Volk, sondern vielmehr die Obrigkeiten, auch die kirchlichen, und nehmen dabei kein Blatt vor den Mund. Auch und gerade über Autoritäten darf gelacht werden.

Eine ähnliche Funktion hat in unserer säkularisierten Welt das Kabarett übernommen. Selbst in den ersten Jahren der Nazizeit gab es Kabarettisten wie Werner Finck, Gründer und Leiter des Kabarett „Die Mausefalle“ in Stuttgart, dessen leicht stotterige Anspielungen von jedem als Kritik an den Nazis verstanden werden konnten, und der nach einem Berufsverbot zeitweise inhaftiert wurde. Er selber oder ein anderer Kabarettist riskierte, auf den Reichspropagandaminister Joseph Goebbels bezogen, den von seinen Zuhörern mit Lachen quittierten Spruch: „Lügen haben ein kurzes Bein“. Im privaten Bereich, bei Familienfesten, etwa um einen Jubilar zu ehren, darf auch ein Laie sich durchaus erlauben, im heiteren Narrengewand den Jubilar etwas auf die Schippe zu nehmen, und nicht nur die Festgesellschaft, sondern auch ihn selbst zum Lachen zu bringen, ohne Häme und Schärfe, und das kann ganz erholsam sein nach der ansonsten üblichen Lobhudelei und den abgegriffenen Leerformeln.

Zu den verbalen „Aggressionen“, die man als erlaubt ansehen darf, gehören auch die, welche zum Schutz der Meinungsfreiheit vorgebracht werden, und das schließt das Bemühen ein, die Meinungsfreiheit dagegen zu schützen, dass sie machtpolitisch ausgenutzt wird. Man muss Lügen entlarven und Manipulationen kritisieren dürfen, vor allem wenn von Seiten einer organisierten Klerikalität Meinungsfreiheit und Toleranz für sich selbst in Anspruch genommen wird, ohne die geringste Bereitschaft, sie nach Erringung der Mehrheit oder gar der Macht im Staate anderen Religionen oder Weltanschauungen zu gewähren. Toleranz sollte nicht nur zum Schutz eigener Geltungsansprüche eingefordert werden, sondern entsprechend auch anderen weltanschaulichen oder religiösen Richtungen entgegengebracht werden. Toleranz setzt nun einmal Gegenseitigkeit voraus, und deshalb gilt: keine einseitige Toleranz gegenüber den Intoleranten! Die Anhänger der verschiedenen Monotheismen (Juden, Christen, Muslime, vor allem ihre jeweiligen Sekten) sollten wenigstens miteinander Frieden schließen, vielleicht sogar eine gegenseitige Annäherung und freiwillige Angleichung versuchen, vor allem aber die noch verbleibenden Glaubensdifferenzen akzeptieren lernen. Sie sollten wissen: es gibt keine Ungläubigen, Irrgläubigen, sondern nur Andersgläubige, zu denen man auch die Atheisten zählen sollte. Dann wird es möglich, dass auch andersgläubige Menschen, die einen **und** die anderen, miteinander auskommen, die mit dem einen Gott und auch die mit den vielen Göttern und auch die, welche ohne Götter zurechtzukommen versuchen.

Kritik an den geistlich, staatlich und wirtschaftlich Mächtigen sollte nicht als Majestätsbeleidigung betrachtet und geahndet werden. Gerade die Großen, die selber Aggressiven, bedürfen keines staatlichen Schutzes gegen Kritik. Das gilt nicht nur für Personen, sondern auch für bislang durch Tabus geschützte Wörter wie „Gott“ und „Islam“, denn die für diese Wörter durchgesetzte Tabuisierung schützt eigentlich vor allem respektlose Personen, die nur vorgeben, im Auftrag der tabuisierten Person (etwa „im Namen Gottes“) oder Institution („im Namen der Religion“) zu handeln, dabei aber ihre eigene Macht zu mehren oder zu verteidigen suchen. Dagegen reicht unser Strafgesetzbuch völlig aus, um persönliche Beleidigungen, unflätige Beschimpfungen, ehrabschneidende und zugleich unrichtige Behauptungen, und insbesondere die Störung eines Gottesdienstes oder einer säkularen Feier einer Weltanschauungsgemeinschaft abzuwehren (siehe dazu meine Buchbesprechungen unter 9.2.1. Alain Cabantous: Geschichte der Blasphemie, und 9.2.7. Clara und Paul Reinsdorf (Hrsg.): Zensur im Namen des Herrn).

Aber dieser Schutz sollte nicht auf den im engeren Sinne religiösen Bereich beschränkt bleiben. Auch im zivilen, weltlichen Bereich gibt es ein Recht auf Schutz gegen negativierende Äußerungen, etwa das Recht auf Gegendarstellung. Und wenn jemand in

einem Medium, z. B. der Presse, etwas vorgebracht hat, was andere als Schmähung betrachten, obwohl es eine sachliche Aussage ist, dann sollte ein solcher Text nicht durch systematisch mobilisierte massenhafte Leserbriefe zugeschüttet werden können. Medien sollten daher Kriterien für Schmähkritik selber entwickeln und dann berechtigt und sogar verpflichtet sein, solche Voten gar nicht erst zur Veröffentlichung zuzulassen. Man kann schmähende Beiträge schon nach rein formalen Kriterien erkennen, etwa an der ständigen Verwendung von extremalisierenden Wörtern wie „nicht, keine, alle, jeder, immer, nie, nur, etc.“, mit denen ganz generell und apodiktisch etwas behauptet wird, für das es keine Gegenbeispiele und noch nicht einmal Ausnahmen gibt. Diese Überlegungen sollen, wohlgemerkt, nicht zur Einführung einer neuen und etwa gar zentralen Zensur aufrufen, denn Kritik und Diskussion sind wert, geschützt zu werden. Aber man sollte schon darauf achten, dass innerhalb einer Diskussion die Kritik inhaltlich korrekt, den strittigen Punkt treffend und möglichst sachlich zutreffend ist, und man braucht ihre Wahrheit nicht durch Lautstärke und Beleidigungen zu demonstrieren.

5.9.6. Kontrollierte Macht: Ansehen und Autorität

Wir haben gesehen, dass die Macht sich gern unter dem Gewand der Heiligkeit versteckt und sich auf diese Weise „unantastbar“, „unhinterfragbar“, „unkritisierbar“ macht (bei solchen Negationen sollte man aufpassen und seine Skepsis mobilisieren!). Diese Tabuisierung wirkt vor allem dann fast überzeugend, wenn der Mächtige so viel Macht hat, dass er sich nicht mehr selber „die Finger schmutzig machen“ muss, weil er die brutaleren Maßnahmen an Untergeordnete delegieren kann oder sie sogar Schlägerhorden überlässt, von den Nazis beschönigend als „Volkszorn“ bezeichnet, die sich in Pogromen selbst bereichern können. Der Herrscher dagegen wird durch einen Führerkult sakralisiert, zu einem zwar allmächtig-allwissenden, aber doch auch allgütigen Wesen erhoben, dessen eigene Brutalität der Wahrnehmung der breiten Masse entzogen oder durch seine allerbesten Absichten gerechtfertigt werden konnte („...wenn das der Führer wüsste!“).

Dennoch gab es immer und gibt es bis heute führende Persönlichkeiten, die der Anerkennung wert sind, man denke nur an Nelson Mandela, den Jahrzehnte der Gefangenschaft und Internierung nicht gebeugt hatten und der auch danach, als nunmehr freier und mächtiger Mann, in der Lage war, mit den englisch- und burischstämmigen Südafrikanern Frieden zu schließen, oder an Winston Churchill, der nicht nur Großbritannien standhaft gegen deutsche Angriffe verteidigte, sondern auch ein beachtenswerter Historiker war; unter Deutschen kenne ich auch den einen oder die andere, aber ich will der Nachwelt, die den größeren Abstand zum Geschehen hat, nicht vorgreifen.

Voraussetzung für ein solches Geachtetsein durch Andere ist ein gewisses Maß an Selbstachtung des eigenen Wertes, etwa auf Handlungen bezogen, „die den inneren Beifall eines vornehmen Seelenteils verdienen“. Dieses eigene Können, das Verfügen über eigene Kräfte, Vorzüge und Künste kann Rückschläge erleiden; aber eine Persönlichkeit von Rang überwindet auch Durststrecken, hält ihre hohen Maßstäbe und Anforderungen an sich selbst aufrecht und nutzt günstige Gelegenheiten, um ein früheres Anliegen wieder aufzugreifen und tatkräftig anzugehen. Wenn solches Bemühen von Erfolg gekrönt ist, kann der Erfolgreiche durchaus stolz darauf sein. Solches Hochgefühl sollte nicht mit eitlen Hochmut gleichgesetzt werden, denn es gibt Hochmütige, die beim näheren Hinsehen wenig Positives vorzuweisen haben.

Geltung erlangt man aber nicht im Stillen, denn beachtet wird nur der, der sich exponiert, sich für andere sichtbar macht, „sein Licht nicht unter den Scheffel stellt“, wie es als Wort des Jesus von Nazareth überliefert ist. Der so oder anders überlegene Mensch muss seine Vorzüge zunächst unter Seinesgleichen geltend machen, er muss nicht nur sein Können, sondern darüber hinaus sein eigenes positives Sein zur Geltung bringen, und er kann das, auch ohne es angeberisch zur Schau zu stellen. Er kann wegen seines Prestiges sogar gegen seinen Willen zur Galionsfigur einer Partei, einer Volksgruppe, einer Sekte oder Religion werden, schon zu Lebzeiten zum Heiligen werden, insbesondere wenn die erste spontane Begeisterung der Anhänger mit propagandistischen Mitteln zum Führerkult ausgeweitet werden konnte. Aus Propagandagründen, zum Stimmenfang ist er dann gehalten, beim Bad in der Menge viele Hände zu schütteln und Kinder auf die Stirn zu küssen oder sie zu segnen. Das Positive daran ist, dass damit alte Berührungstabus aufgehoben werden. Eine Bundeskanzlerin, ein Bundespräsident, ja ein Papst, den man freundlich anfassen darf, der einen selber freundlich berührt, kann dadurch zu einer lebenslang beeindruckenden Erfahrung werden. Für den Mächtigen können solche Rituale der Leutseligkeit jedoch riskant werden, weil der Personenschutz seinen Prominenten nicht mehr sicher genug vor einem im Gewühle versteckten Attentäter schützen kann.

Die wahre Autorität braucht aber keinen prunkvollen Thron und keine Rednertribüne, braucht kein Massenpublikum, sondern wirkt durch ihren Einfluss auf diejenigen, die selber von der Sache viel verstehen und die Kompetenz und Urteilsfähigkeit des Erfahrenen und insgesamt seinen Vorrang zu schätzen wissen. Das Ansehen einer Person gilt am meisten, wenn es dem so Ausgezeichneten wegen der Bedeutsamkeit seiner Leistungen von etwa Gleichrangigen erwiesen wird; die öffentliche Reputation oder Prominenz ist demgegenüber nachrangig. Es ist jedoch nur angemessen, wenn eine in vielen Hinsichten hervorragende Persönlichkeit schon zu Lebzeiten geachtet und geehrt wird; das kann sogar dem gut tun, der zu diesem Menschen aufblickt und sich an ihm orientiert. Es ist aber auch wichtig, wenn jemand, auf den andere Menschen hören, in einem Mindestmaß in seiner materiellen Unabhängigkeit gesichert bleibt, damit er auf Ressourcen zurückgreifen und sich selber optimal informieren kann, und dass seine eigenen Rechte (z. B. nicht von Medien behelligt zu werden) geschützt werden. Das erlaubt ihm dann, aus eigener Souveränität gegenüber Anderen generös zu sein, jedenfalls seine eigene Überlegenheit nicht auszuspielen, etwa um andere auszunutzen. Er sollte vielmehr darauf aus sein, durch Hilfe zur Selbsthilfe seine eigene Hilfe entbehrlich und sich selber überflüssig werden zu lassen. Er kann sich aber auch davor bewahren, selber ausgenutzt zu werden. Wer über eine Vorzugsstellung verfügt, zieht damit nicht nur Bittsteller an, sondern auch solche, die mit seiner Protektion arrivieren oder mit ihm „ins Geschäft kommen“ wollen.

Entscheidend ist aber, dass Autorität einer Kontrolle „von unten“ bedarf, dass die Repräsentanten sowohl in freier Abstimmung gewählt als auch bei einer neuen Wahl abgewählt werden können. Das Problem menschlicher Aggressivität muss in erster Linie politisch angegangen werden, nicht durch eine Repression nach unten, sondern durch eine Kontrolle nach oben: eine Kontrolle der Mächtigen durch Gewaltenteilung und freie Wahlen.

5.9.7. Philosophischer Umgang mit der Problematik

Zu Beginn meiner Abhandlung habe ich meine Absicht geäußert und auch begründet, die Problematik menschlicher Aggressivität philosophisch anzugehen, und zwar in einem pluralistischen Ansatz, der es dann notwendig machte, aggressionsrelevante Erkenntnisse aus sehr verschiedenen Wissenschaften je für sich und schließlich auch im Zusammenhang zu

bedenken. Denn Philosophie, insbesondere die Metaphysik, ist seit alters her als eine erfahrungsgelitete Bemühung um das Ganze des Seins verstanden worden, und diese Tradition ist es wert, fortgesetzt zu werden. Ein solches von Menschen als Sinnzusammenhang erfahrenes und verstandenes Ganzes sollte **nicht** auf einen Anfang, einen Urgrund, ein letztes Ziel, einen höchsten Wert und schließlich auf die Schöpfung des einen Gottes reduziert werden. Erst die innere Vielfalt und Komplexität dieses Ganzen macht seinen Wert für uns Menschen aus.

Der Mensch selber kann zu vielem Verschiedenen in Beziehung gesetzt werden: Menschen sind ohne Zweifel komplex organisierte Materie mit je unterschiedlicher Masse, die als ihr Gewicht gemessen werden kann; ihre Körper setzen sich aus molekularen Kombinationen verschiedener chemischer Elemente zusammen. Zugleich gehören Menschen dem Reich des Lebendigen an und sind mit Wirbeltieren, darunter den Säugetieren, unter diesen den Primaten und besonders den höheren Affen verwandt, am nächsten mit den Schimpansen und Bonobos. Wie all diese Tiere unterscheiden sich Menschen in weibliche und männliche Wesen, und wie Säugetiere begleiten sie die besonders lange Kindheit und Jugendzeit ihrer Nachkommen mit elterlicher Liebe und Fürsorge, vermitteln an sie eigene Erfahrungen durch ihr Modellverhalten.

Zur Kommunikation dient aber vor allem die nur beim Menschen bis in die höchste Komplexität ausbaufähige **Sprache**. Diese ist dann auch die Grundlage für die Weitergabe von hochdifferenzierten Kulturtechniken (Werkzeugherstellung, Ackerbau und Viehzucht, Töpferei und Metallurgie, Kunst und Wissenschaften). Menschen können andere Menschen, auch sich selbst und ihre sozialen Beziehungen zu verstehen versuchen, entwickeln Systeme zur Orientierung in einer immer komplexer werdenden Welt. Die **Religionen** bieten je partikuläre Sinngebungen an, allerdings mit absolutem Geltungsanspruch, und haben seit alters her in enger Verbindung mit weltlichen Mächten und zu deren Rechtfertigung eine eher konservative Funktion. Immerhin können sie gerade dadurch wenigstens unter ihren jeweiligen Anhängern eine verbindende und motivierende Kraft entfalten. Gleichzeitig sind sie gegen alles gerichtet, was sie nicht nur als anders, sondern als falsch und böse ansehen und darstellen. Der Gefahr, durch Polarisierungen und Dichotomien einem guten Ganzen ein durch und durch schlechtes, böses, schlimmes Ganzes, einem Himmel eine Hölle entgegensetzen, sind vor allem die monotheistischen Religionen erlegen.

Die **Philosophien** dagegen, von mir ausdrücklich und akzeptierend in den Plural gesetzt, fungieren als Instanzen, die das von ihnen insgesamt Vorgefundene immer von neuem problematisieren und es zu erhellen und in ein je neues Ganzes des Seins einzuordnen versuchen. Ihre Interpretationen sind im besten Falle nicht aggressiv polemisch oder defensiv apologetisch, sondern auf ein auch gemeinsam erfahrbares, aber immer nur vorläufiges Ganzes hin zentriert, auf eine durch Überzeugungskraft bewirkte freiwillige Übereinstimmung, auf das In-Beziehung-Setzen des Vielen nicht durch gleichschaltenden Machtanspruch, sondern durch Deutungsangebote, die zuvor disparate Teilsysteme zum Ganzen zusammenfinden lassen.

Diese Aufzählung könnte ich noch fortsetzen, aber es wird wohl jetzt schon genügend klar sein, dass jeder monokausale Erklärungsversuch des Menschen im allgemeinen und menschlichen Erlebens und Verhaltens im besonderen notwendigerweise zu kurz greift. Das gilt auch für „die Aggressivität“, wo schon dieser Ausdruck, der eine bunte Vielzahl von Aspekten zu einem blassen Singular abstrahiert, einen Klärungsversuch fehlleiten könnte. Ich war deshalb in meinen Überlegungen bemüht, solche Kurzschlüssigkeiten zu vermeiden, und orientierte mich deshalb an dem methodologischen Hinweis des Gestaltpsychologen Johannes

von Allesch, dass ein Ganzes nur in der Abfolge von verschiedenen tangentialen Bestimmungen und im Versuch ihrer Zusammenschau erfasst werden kann.

5.10. Zusammenfassung und Würdigung

Ich hoffe, mit meiner Abhandlung deutlich gemacht zu haben, dass es keinen Sinn macht, von **der** Aggressivität zu sprechen, so als wäre sie Eines, und zwar ein ganz besonders Böses, also ein Gegensatz zum Guten und zum Gutsein und Gutestun von Gutmenschen.

Um die Vielfalt der Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Schädlichkeiten von Aggressionen genauer zu unterscheiden, muss man sich vorweg vor Einseitigkeiten der Sprechweise hüten. Das habe ich zum einen mit Beispielen übertriebener „political correctness“ zu illustrieren versucht, zum anderen durch Kritik am inflationären und schließlich nur noch pejorativen Gebrauch der Wörter „Mord“ und „Mörder“.

Des weiteren bin ich der sprachlichen Herkunft von Wörtern wie „aggressiv“, „Explosion“, „Katastrophe“ etc. nachgegangen, damit besser verstanden werden kann, was ursprünglich damit gemeint war und was die Wörter heute noch eigentlich bedeuten.

Um von den Tabus, Schmähungen und Sprachverirrungen zur Sache vorzudringen, habe ich mich dann mit der Naturgeschichte der Aggressivität befasst, zunächst mit der heterotropen Ernährung der Tiere, zu denen biologisch gesehen auch wir Menschen zu rechnen sind. Tiere und Menschen, wir allesamt ernähren uns von anderen Lebewesen, von Pflanzen und ggf. auch von Tieren, und wir müssen diese dazu töten oder wenigstens schädigen, weil wir nicht wie die Pflanzen und die grünen Männlein vom anderen Stern von Kohlendioxyd, Wasser, verschiedenen Mineralien und dazu noch von Wärme- oder Sonnenenergie leben können. Es gibt sogar Pflanzen, die von anderen Pflanzen und sogar von Tieren leben, schon seit Millionen von Jahren, und wir sollten sie nicht verachten.

Neben der zur Lebenserhaltung und Selbstvermehrung notwendigen Ernährung gibt es im Tierreich andere Anlässe zur aggressiven oder auch defensiven Selbstbehauptung. Die Gefahrschutztriebe in ihren verschiedenen Varianten haben wir Menschen von unseren tierischen Ahnen übernommen und auf mannigfache Weise kulturell überformt, so dass ganz in der Regel genetische (=biologische) und memetische (= kulturelle) Anteile in menschlichen Aggressionen zusammenwirken.

Neben der eigenen Aggressivität aller Tiere und Menschen gibt es das Erleben übermächtiger Gewalten der Natur, etwa alles vernichtender Erdbeben, Überschwemmungen, Flächenbrände, Orkane, Vulkanausbrüche etc. Diese Gewalten sind schon früh in der Menschheitsgeschichte anthropomorphisierend gedeutet und schließlich verschiedenen Göttern als deren je spezifische Eigenmacht zugeschrieben worden. Das hat bei der zunehmenden Hierarchisierung menschlicher Gesellschaften dazu geführt, dass Könige, Hohepriester und andere weltliche bzw. geistliche Machthaber ähnliche Extremalisierungen aggressiver Potenzen für sich selber in Anspruch nahmen und sich ihrerseits vor jedweder Aggression von unten durch Berührungstabus zu schützen versuchten.

Gegen Ende meiner Abhandlung habe ich auf die Notwendigkeit und die verschiedenen Möglichkeiten der Zivilisierung und Kultivierung aggressiver Antriebe hingewiesen und dabei ein großes Gewicht auf gegenseitige Kontrolle im Sinne der Gewaltenteilung gelegt. Auch Methoden der friedlichen Streitschlichtung (Mediation) und des auszuhandelnden

Interessenausgleichs können zur Bändigung von Aggressivität beitragen. Wir sollten lernen, die uns überkommenen aggressiven Antriebe besser zu verstehen, und sie nicht nur zu zähmen, sondern sie in Zivilcourage, entschieden solidarisches Handeln und Reformanstrengungen umzusetzen.

Ich hoffe, dass ich bei meiner Kritik an theoretischen Fehleinschätzungen und am Missbrauch von Aggressionsmöglichkeiten nicht selber zu aggressiv war. Wenn sich dennoch jemand von meiner Argumentation beleidigt gefühlt haben sollte, würde mir das leid tun. Aber die Wahrheit ist nicht ohne kritisches Bemühen zu gewinnen und zu bewahren.

Ende

Links: In meiner Internetseite <http://www.hansschauer.de> können Sie ähnliche Themen anwählen, und zwar entweder über die **Inhaltsverzeichnisse** oder über eine dem Hauptteil (2.1. – 2.6.) vorgeschaltete **Zusammenfassung**, deren einzelne Stichwörter verlinkt sind mit den Textstellen, in denen ihr Inhalt eingehender diskutiert wird.